



Mit Atheisten ins Gespräch kommen

Vielleicht haben wir nur selten eine Gelegenheit dazu. Aber für den Fall, dass es sich doch ergibt, sollten wir vorbereitet sein. Es genügt dann nicht, irgendwelche allgemeinen christlichen Formeln parat zu haben. Natürlich kommt es erst einmal darauf an zuzuhören. Oft steht hinter der Ablehnung von Glaube und Christentum ein schweres Schicksal, eine unerfreuliche Erfahrung mit einem Pfarrer / einer Pfarrerin oder blankes Unwissen.

Wenn ich dann aber konkret gefragt werde, zählen Informiertheit und persönliche Überzeugung. Ich persönlich muss Stellung beziehen. Ich bin gefragt. Mein öffentliches Streitgespräch mit dem Marburger atheistischen Philosophen Joachim Kahl im Februar dieses Jahres hat mich veranlasst, einige der klassischen Fragen zusammenzustellen und so schlicht wie möglich zu beantworten.

Ob ich an Gott glaube?

Mein Gesprächspartner setzt es vielleicht voraus. Ich würde ihm zuerst einmal sagen wollen, woran ich nicht glaube. Ich glaube nicht an ein höheres Wesen, das jenseits des Kosmos lebt und herrscht und von dort in unsere Welt hineinregiert. Dietrich Bonhoeffer hat das so formuliert: »Einen Gott, den es gibt, gibt es nicht.« Gott steht jenseits von Sein und Nichtsein und er ist doch Grund und Ziel unseres und allen Daseins. In der Tat glaube ich, dass Gott sowohl in unserer Welt gegenwärtig ist wie auch, dass er darin nicht aufgeht.

Philosophisch nennt man das »Panentheismus«, aber das ist ein Begriff, der der lebendigen Dynamik dessen, wie Christen Gott wirken sehen und eben auch selbst erleben, keinesfalls gerecht wird. Diese Dynamik wird unter anderem im Gebet erlebt. Wie kann man zu diesem Gott beten? Er ist nicht eine allmächtige, quasi-menschliche, nur mit unendlichen Fähigkeiten ausgestattete Person, er ist überhaupt nicht vorstellbar. Wenn wir ihn »Vater« »nennen« oder »per du« zu ihm beten, so liegt das nicht daran, dass er eine Person ist, sondern dass wir Menschen Personen sind und personal denken. Würden die Christen ihr Bekenntnis zum dreieinen Gott, dem Vater, dem Sohn und dem Heiligen Geist, ernst nehmen, dann wäre das Bild von dem Mann mit Bart, der »auf den Sternen waltend sitzt / von Ewigkeit zu Ewigkeit«, gar nicht erst aufgekommen. Die Trinitätslehre hat darin eine ihrer wesentlichen Funktionen, unsere Bilder von Gott zu zerstören. Du sollst dir kein Bild machen...

Wie kann ich dann an dem Gedanken festhalten, dass unsere Welt von Gott geschaffen ist?

Schon die Schöpfungsvorstellungen der Bibel zeigen, dass man sich den Schöpfungsvorgang mit dem Wechsel des jeweiligen Weltbilds bzw. der jeweiligen »naturwissenschaftlichen« Kenntnisse der damaligen Zeit immer wieder anders vorgestellt hat. In der ersten Phase, die noch stark von allgemeinen altorientalischen Vorstellungen bestimmt ist, geht

Inhalt

■ Artikel

- Dr. Hans-Martin Barth,**
Mit Atheisten
ins Gespräch kommen 37
- Dr. Wolfgang Kraus,**
Update – ein Versuch 40
- Martin Ost,**
Liebe Leserin, lieber Leser 49
- Pfarrerverein,**
Frühjahrstagung 39

■ Aussprache

- Gerhard u. Gisela Nörr,**
Eine andere Generation 43
- Matthias Penßel,**
Offen diskutieren 44
- Thomas Guba,**
Gute Begleitung tut not 45
- Matthias G. Ahnert,**
Zum Glück hat mich keiner
gewarnt 45
- Thomas Schertel,**
Ich habe keinen Tag bereut 45
- Dr. Hans-Gerhard Koch,**
Zieht nicht an, hält aber fest 46
- Gerhard Stinzing,**
Nur offene Türen 46

■ update

- Dr. Martin Rösel,**
Die neue Frage
nach dem Gott des AT 41

■ Bücher

- Martin Ost,**
Koch, Gastrecht für alle 47
- Wolfgang Huber,**
Die Paul-Eber-Bibel 47
- Dr. Richard Riess,**
Zeller, Was mich betrifft 47
- Wolfgang Huber,**
Sommer, Veit/Pechmann 48

■ Ankündigungen

50

es stark mythologisch zu: Gott formt den Menschen aus Lehm usw. (1. Mose 2). In der nächsten Phase weiß man schon mehr davon, wie einzelne Dinge zusammenhängen, und formuliert dann eine Abfolge von der Erschaffung des Lichts über Erde, Pflanzen und Tiere bis zum Menschen (1. Mose 1). In diesem Sinn sehe ich überhaupt keine Schwierigkeiten, auch die Evolutionstheorie als die zur Zeit einleuchtendste Illustration dafür zu verstehen, dass sich die Schöpfung dem Schöpfer verdankt, und da kann ich immer wieder nur voller Bewunderung sein. Das heißt, dass ich mir die Schöpfung natürlich nicht nach dem Modell einer mechanistisch verstandenen Kausalität vorstelle. Die heutige Physik ist über dieses primitive kausale Denken längst hinaus. Hans Peter Dürr, um nur einen von ihnen zu nennen, spricht statt dessen von einem »über unserer Verstehen hinausgehenden Zusammenhang«. Im übrigen ist mir der Glaube an den Schöpfer nicht im Sinn einer Weltentstehungstheorie wichtig. Er macht mich aber dessen gewiss, dass ich mein Leben innerhalb dieses fantastischen größeren Zusammenhangs vertrauensvoll leben und gestalten darf.

Aber was soll dann die Person Jesu? Nimmt sie sich in diesem größeren Zusammenhang nicht reichlich unbedeutend aus? Haben ihn nicht die Menschen erst zu der Superfigur gemacht, als die er den Christen gilt?

Das kann man natürlich so sehen. Aber ich stelle mir das so vor: Die Evolution hat sich in allmählichen Schüben vollzogen – zuerst das Anorganische, dann das Aufkeimen des Organischen, nach langem emergiert der Mensch. Mit dem Menschen kommt die Schöpfung ihrem inneren Ziel schon näher. Mit der Achsenzeit kommt es zu einer neuen Selbstwahrnehmung des Menschen – Buddha, Laotse, Jesaja, Plato und auch schließlich Jesus aus Nazareth. Wie in der Emergenz des Menschen die Natur in ein neues Stadium getreten ist, so kann mit der Achsenzeit die Menschheit in ein neues Stadium getreten sein, und insbesondere mit der Gestalt Jesu kann die Menschheit auf einen Weg gewiesen sein, der sie ihrem Ziel näher bringt. Hier mache ich eine kleine Anleihe bei Gerd Theißen, der sagt, mit Jesus und dem von ihm vertretenen Prinzip, nämlich lieber zu leiden als die Ellenbogen zu gebrauchen und sich mit Gewalt durchzusetzen, könnte der auf Selbstdurchsetzung angelegten Menschheit

ein Hemmschuh eingebaut sein, dass sie sich nicht selbst zerstört.

Warum aber gerade Jesus und nicht Buddha oder Muhammad?

Diese Frage gehört zu den Fragestellungen, die sich mit Argumenten allein nicht voll beantworten lassen. Warum habe ich diese Frau geheiratet und nicht eine andere? Auch im Glauben an Jesus Christus geht es um eine intime Beziehung. Trotzdem kann man – wie auch sonst bei ähnlichen Fragen – eine Reihe von vernünftigen Gründen benennen: Dass die Menschen nicht schlecht fahren würden, wenn sie sich z. B. auf die Bergpredigt einließen, dürfte nicht schwer zu begründen sein. In Jesus begegnet der Widerschein der Liebe Gottes. Liebe spricht für sich. Auch Buddha und Muhammad sind wichtig. Im Blick auf Jesus zeigt sich, was man auch von ihnen lernen kann. Jesus von Nazareth weist den Weg eines verantwortlichen Sich Engagierens, das sich nicht übernimmt und das sich nicht heraushält. Jesus zieht einen gleichsam mit. Zu den Erfahrungen auf diesem Weg hinter Jesus her gehört, dass er seine eigene Dynamik frei setzt und, wenn etwas schief geht, doch weiterführt. Das kann auch derjenige erfahren, der zunächst nicht an ihn glaubt.

Und die Auferstehung spielt dabei keine Rolle? Die Vorstellung von Wundern, die Jesus getan haben soll, oder von seiner Auferstehung dürfte heute eher viele Menschen davon abhalten, sich auf ihn einzulassen!

Deswegen muss gerade an dieser Stelle mit falschen Vorstellungen aufgeräumt werden. Die Frage nach Wundern ist zu einfach gestellt, wenn man nur an Mirakel denkt. Es gibt auch in der Gegenwart Dinge, die wir als Wunder erleben. So er ging es den ersten Glaubenden mit Jesus aus Nazareth. Von einem Wunder spricht man, wenn man etwas so nicht erwartet hätte – zum Beispiel eine Heilung. Oder wenn einem etwas bis dahin Unerklärliches plötzlich klar wird – dem Wissenschaftler zum Beispiel beim Blick durchs Mikroskop. Die Wahrnehmung von solchen Wundern kann uns verändern. Die Rede vom Wunder – es ist ja bemerkenswert, dass es dieses Wort überhaupt gibt – hält uns die Augen offen für das Mögliche, für das Unglaubliche. Mit der Auferstehung verhält es sich noch einmal anders. Sie ist als Vorgang im Neuen Testament nicht beschrieben. Es wird

nur berichtet, wie der Auferstandene Menschen begegnet ist. Darum glaube ich nicht an einen bestimmten Vorgang von Auferstehung, der sich beschreiben ließe, sondern an den Auferstandenen. Das Grab war voll, verkündet Gerd Lüdemann triumphierend, aber mir liegt daran nicht viel; denn wäre da vor 2000 Jahren ein Mensch mirakelhafterweise wieder lebendig geworden und dann verschwunden, würde mir das denkbar wenig helfen. Was mich aber beschäftigt, das ist, dass die Nähe des Auferstandenen zu spüren ist, dass sein Geist Menschen erfassen kann, dass er Menschen zusammenbringen, trösten, zu einem Lebensstil motivieren kann, der sich für die Welt positiv auswirkt – und das auch heute, nach über 20 Jahrhunderten.

Muss man dann nichts von alledem für wahr halten, was in der Bibel steht? Geht es da nur um Geist und um Spüren? Gibt sich da das Christentum nicht selbst auf, wird zu einer fundamentalistischen Sekte?

Manche Atheisten denken, das Christentum verrate sich selbst, indem die Theologen alles nur uminterpretieren, um sich dem Zeitgeist anzupassen. Aber tatsächlich muss sich jede Generation die Botschaft der Bibel wieder neu erschließen; wir leben nun einmal nicht mehr in der Zeit des Paulus oder Martin Luthers. Dass an den biblischen Texten immer wieder Neues und anderes entdeckt werden kann, macht gerade ihren Reichtum aus. Etwas davon mitzubekommen, hält den Glauben lebendig. Die Zeugen des Neuen Testaments, die Jesus selber erlebt haben oder jedenfalls nahe dran waren, haben das für sie Unfassbare in einer Sprache ausgedrückt, die uns in manchem »märchenhaft« vorkommt. Wir brauchen die symbolische Sprache, weil unsere Alltagssprache zur Umschreibung der tiefsten Geheimnisse nicht ausreicht. Andererseits dürfen wir bei Geheimnis-Beschreibungen, die heute unnachvollziehbar geworden sind, nicht hängen bleiben. Das Apostolikum bringt unseren Glauben nicht mehr angemessen zum Ausdruck. Wir sollten es vielleicht auch im Gottesdienst nur noch selten verwenden, um nicht ständig unnötige Missverständnisse auszulösen. Wir brauchen die Sprache einer unserer Epoche entsprechenden Poesie und Lyrik. Manches von dem, was uns bewegt – schon, wenn es um die Liebe geht – lässt sich gar nicht anders zum Ausdruck bringen.

Aber vieles in der Bibel ist auch gar nicht märchenhaft und liebevoll, z. B. wenn sie von Hölle und Verdammnis redet. Mit welchem Recht lässt die Kirche das heute in ihrer Verkündigung weg und lässt statt dessen jeden in den Himmel kommen?

Mich wundert schon lange, wieso sich Atheisten und Kirchenkritiker so sehr für die Hölle interessieren. »Wer da glaubt und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden.« Dieser Satz steht aber nun einmal im Markus-Evangelium (Mk 16,16), und es ist auch etwas Wahres dran: Man kann sein Leben vermasseln. Es gibt die Möglichkeit, am eigenen Leben vorbei zu leben und dabei noch andere um ihre Lebenschancen zu bringen. Die Kirche sollte das ruhig deutlicher sagen. Aber was die Schreiber des Neuen Testaments, sofern sie überhaupt davon reden, vor diesem Hintergrund eigentlich sagen wollen, ist doch: Es gibt ein Gelingen des Lebens trotz Unglück und Versagen und scheinbarem Scheitern, und dieses Leben besteht darin, dass ich glaube, dass ich mich zu vertrauen vertraue, in

diesem Vertrauen mein Ego überwinde und eine Hoffnung in mir aufkommen lasse, die sich durch rationalistische Besserwisserie nicht bremsen lässt.

Nur fragt man sich, wieso diese schönen Aussichten von so wenigen Menschen als hilfreich empfunden werden. Die Leute treten aus den Kirchen aus, und speziell in den ehemals evangelischen Gebieten ist die Säkularisation am stärksten.

Das ist eine Frage, die mich auch sehr beschäftigt. Es gibt da sicher ein Bündel von Gründen, die nicht alle mit der Religion zu tun haben. Vielleicht sind wir dabei, angesichts von Hochtechnisierung, Informationsgesellschaft und Globalisierung einen Schub in der Geschichte der Menschheit oder gar der Evolution mit zu erleben, der das Christentum herausfordern und ihm eine Transformation zumuten wird. Christlicher Glaube besteht doch nicht darin, dass Glocken läuten und Kerzen angezündet werden, sondern darin, dass Menschen sich auf den Weg Jesu einlassen und dabei trotz allem ihres Lebens froh werden und dass sie, soweit das

eben möglich ist, auch anderen Menschen helfen, froh zu werden – wie das vor Jahrhunderten die Heilige Elisabeth ausgedrückt hat. Für das Christentum braucht es einen neuen Glaubens- und Lebensstil. In der Auseinandersetzung mit der Tradition und im Umgang mit der Bibel kann ein Vertrauen, Lieben und Hoffen erwachsen, das die gewohnten Angebote von Religion weit hinter sich lässt. Vielleicht sind die säkularisierten Gebiete der Welt an der Spitze der religionsgeschichtlichen Entwicklung, weil in ihnen sich wieder ganz neu herauschält, worauf es im Glauben und Leben ankommt.

Niemand, der anderer Meinung ist als wir, mit dem wir aber doch in ein Gespräch über den Glauben kommen, wird sich gleich unserer Auffassung anschließen. Vielleicht haben ja auch erst einmal wir etwas von ihm zu lernen. Wir werden jedenfalls durch so ein Gespräch ehrlicher und bescheidener. Wir sollten durchaus alle uns zur Verfügung stehenden Argumente einbringen. Aber wenn wir sie dann alle aufgefahren haben, kann in uns die Ahnung aufkeimen:

Mitgliederversammlung und Versammlung der Vertrauenspfarrerinnen und –pfarrer des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern 07. – 08. Mai 2012 in der Evang. Tagungsstätte Wildbad in Rothenburg

Montag, 07. Mai 2012

- 10.00 Uhr Begrüßung,
Andacht: Pfarrer Uwe Bernd Ahrens
- 10.30 Uhr »Bestattungskultur im Wandel –
Herausforderungen und Perspektiven
kirchlicher Kasualpraxis«
Prof. Dr. Kristian Fechtner, Mainz

Aussprache
- 12.30 Uhr Mittagessen
- 14.00 Uhr Podiumsgespräch
- 17.00 Uhr Abendgebet mit Abendmahl
in der St. Jakobs-Kirche, Rothenburg
- 18.30 Uhr Festlicher Abend mit Grußwort von
Landesbischof Dr. Heinrich Bedford-Strohm,

Buffet und Kabarett »Die Schwarzarbeiter«

Dienstag, 08. Mai 2012

- 09.00 Uhr Andacht:
Pfarrer Micha Boerschmann
- 09.15 Uhr Vorstandsbericht

Aussprache
Bestätigung von Kirchenrat i.R.
Walter Stockmeier als Vertreter der
Pfarrerinnen und Pfarrer im Ruhestand
- 12.30 Uhr Mittagessen
- anschließend Ende der Veranstaltung
gez. Klaus Weber, 1. Vorsitzender
gez. Corinna Hektor, 2. Vorsitzende
- Alle Mitglieder sind herzlich eingeladen an einem oder beiden Tagen teilzunehmen. Tagung und Verpflegung sind für Mitglieder kostenlos. Bei der Suche nach einem Hotel sind wir gern behilflich. Aus organisatorischen Gründen ist eine Anmeldung erforderlich!

Man kommt dem Glauben nicht durch Argumente bei. Letztlich braucht der Glaube keine Argumente, weil er einfach »stimmt«.

Was hieße dann »authentisch glauben«?
Authentischer Glaube wird sich nicht kritiklos religiösen Traditionen überlassen. Er wird versuchen, die oberflächliche Gestalt von »Religion« zu durchstoßen. Er hat keine Mühe, sich auf die Auseinandersetzung mit allen einzulassen, die interessiert sein könnten, ob es sich um Buddhisten, Muslime oder Atheisten handelt. Er wird sich nicht von religiösen Erfahrungen abhängig machen, die sich vielleicht leicht psychologisch erklären lassen. Letztlich braucht er keine Argumente, weil er einfach »stimmt«. In einer Gruppe von ähnlich Engagierten lässt er sich in die Dynamik hineinziehen, die aus dem Kontakt mit Gottes Wort erwächst.

Ob ich an eine Offenbarung glaube?
Es kommt drauf an, was ich unter Erfahrung verstehe. »Offenbarung« heißt ja zunächst einmal: Mir wird etwas klar, so dass ich hinterher sagen kann: »Das war mir wie eine Offenbarung«. Dazu muss ich nicht die Existenz Gottes aufbieten. Der Begriff Offenbarung, auf Gott bezogen, ist ein Kunstbegriff, und es ist umstritten, inwieweit er durch biblische Aussagen gedeckt ist. Jedenfalls kann man die Frage sozusagen nicht von Gott her aufrollen, wenn man Gottes Existenz gar nicht voraussetzt. Man kann nicht einmal fragen, ob alle Menschen eine Ahnung von Gott haben, wenn man nicht genau weiß, wonach man eigentlich fragt. Also fragt man allenfalls, ob der Mensch über sich hinaus fragt. Die traditionelle Lehre von »Offenbarung« muss daher durch Anthropologie ersetzt werden. Dann geht es darum, ob der Mensch ein transzendierendes Wesen ist. Die meisten Theologen sind davon überzeugt; auch ich war es. Aber man muss noch einmal näher zufassen und überlegen, was transzendieren heißt. Natürlich fragen alle Menschen irgendwie über ihre augenblickliche Befindlichkeit hinaus. Aber ob sie sich dabei für das ewige Leben oder nur für den nächsten Urlaub interessieren, ist eine ganz andere Frage. Man könnte in diesem Zusammenhang an Thomas Luckmanns Rede von »kleiner« und »großer« Transzendenz anknüpfen. Aber auch im Sinn einer kleinen Transzendenz halte ich dieses Fragen-Können oder mindestens Empfinden-Können für eine

Voraussetzung dafür, dass ein Mensch die Möglichkeit findet, Vertrauen zu gewinnen, liebevoll zu werden und sogar über den Tod hinaus zu hoffen.

*Prof. Dr. Hans-Martin Barth,
Marburg*

Update – ein Versuch

Ein Fesselballon schwebt über einem Getreidefeld. Der Ballonfahrer hat die Orientierung verloren. Auf dem Weg neben dem Feld sieht er einen Fußgänger. Er ruft hinunter: Können Sie mir sagen, wo ich mich befinde? Ja, antwortet dieser, über einem Getreidefeld.

Der Ballonfahrer denkt: das muss ein Theologe – vermutlich Wissenschaftler – gewesen sein. Die Antwort kam prompt. Sie war korrekt. Man kann nichts damit anfangen.

Ähnlich geht es manchen Kollegen/innen im Pfarramt oder im Schuldienst, wenn sie an die Praxisrelevanz der wissenschaftlichen Theologie denken. Des Büchermachens ist kein Ende und viel Studieren ermüdet den Leib – sagt schon der Prediger.

Die Antworten, die die wissenschaftliche Theologie gibt, erscheinen oft abgehoben, detailversessen, unverständlich, kurz: irrelevant für die gemeindliche Praxis. Und dann kommt da noch die (vermeintliche) Arroganz hinzu, die manche Wissenschaftler an den Tag legen, wenn sie sich auf die Ebene der Gemeindegarbeit »herunterlassen«.

Sicher gibt es Sachzwänge, die sich als Ursachen für die mangelnde Praxisrelevanz wissenschaftlicher Veröffentlichungen benennen lassen: Nachwuchswissenschaftler müssen Dissertationen schreiben, die immer enger begrenzte Themen behandeln. Verlage wollen Bücher verkaufen, die nicht mehr lektoriert werden, weil das zu teuer ist. Wissenschaft ist in allen Bereichen von zunehmender Komplexität gekennzeichnet, so dass die Hürden, sich ein Thema zu erarbeiten, höher geworden sind. ... Die Liste ließe sich fortsetzen.

Ein zusätzliches Problem der theologischen Disziplinen besteht m.E. allerdings darin, dass allein dann, wenn sich die Einheit der Theologie und das Aufeinander-bezogen-Sein der Disziplinen erkennen lassen, auch die Relevanz der Einzelergebnisse einleuchtet.

Wie aber sollen Pfarrer/innen nach dem

Studium auch theologisch »am Ball bleiben«? Die einen mühen sich redlich und schaffen es in bestimmten Bereichen. Die anderen würden es gern tun, schaffen es aber aufgrund der vielfältigen Anforderungen des pfarramtlichen oder schulischen Alltags nicht. Die dritten haben theologische Wissenschaft schon immer für entbehrlich gehalten und sind froh, dass sie sie los sind.

An genau jene drei Gruppen wendet sich die folgende Serie »update«. Sie will den einen Lust machen, diesen oder jenen Aspekt der Forschung neu wahrzunehmen und zu prüfen, ob man noch up to date ist. Sie will den anderen Möglichkeiten eröffnen, den »Stand der Dinge« wahrzunehmen und an der einen oder anderen Stelle neu nachzugraben. Und sie will mit den Letztgenannten in ein Gespräch eintreten, wonach die wissenschaftliche Theologie – genau besehen – nur jene Fragen traktiert, die sich bei genauer Lektüre der Bibel bzw. der Bekennnistradition unweigerlich einstellen – ob das dann immer gelingt und ob die Mittel, mit denen das versucht wird, die richtigen sind, steht auf einem anderen Blatt. Aber wer schon einmal mit einer 6. Klasse einen synoptischen Vergleich probiert hat – z.B. der Geschichte von der Sturmstillung –, wird feststellen, dass die Schüler/innen auf genau jene Fragen kommen, die dann im NT-Seminar auch behandelt werden. Die Serie »update« verfolgt das einfache (und zugleich schwer erreichbare) Ziel, Aspekte der Forschung der letzten Jahrzehnte aufzuzeigen, den Stand der gegenwärtigen Debatte darzustellen und Fragestellungen künftiger Forschung zu benennen – und Interesse zu wecken, weiterhin »am Ball« zu bleiben.

Dabei ist nicht Vollständigkeit wichtiger Themen angestrebt, sondern exemplarische Bedeutung ist die Richtschnur.

Die wenigen Literaturhinweise am Schluss wollen dazu einladen, den einen oder anderen Titel zur Vertiefung heranzuziehen, wenn man sich denn

näher informieren möchte. Konstruktive Kritik ist willkommen und wird, wenn das möglich ist, bei späteren Beiträgen berücksichtigt. Ich danke den Autoren/innen für ihre Bereitschaft, an einer solchen Serie mitzuwirken. Dem Schriftleiter des KORRESPONDENZBLATTES, Dekan Martin Ost, danke ich dafür, den Vorschlag aufgegriffen und sich auf das Wagnis einer solchen Serie eingelassen zu haben. Den Titel »update« hat er vorgeschlagen.

Wolfgang Kraus,
Neuendettelsau/Saarbrücken

Die neue Frage nach dem Gott des AT

update

»There is only one God, there should be two or three« sang 1996 die Popgruppe »Beautiful South«, schon vorher hatte der Philosoph Odo Marquard das »Lob des Polytheismus« (1978) angestimmt, und das Cover der »Spiegel«-Weihnachtsausgabe 2006 schmückte der dem Sonnengott opfernde Pharao Echnaton mit dem Titel »Gott kam aus Ägypten«. In düsteren Bildern wurde darin beschrieben, wie Zionspriester die Überlieferungen frisierten, um die »Mosaische Unterscheidung« zwischen Poly- und Monotheismus, wahrer und falscher Religion in die Frühzeit Israels zurückzuprojizieren. Ein harscher Antisemitismus-Vorwurf seitens des Ägyptologen Jan Assmann, um dessen Leitthese (s.u.) es in dem Artikel ging, war die Folge.

Kein Zweifel, die Frage nach Sinn und Grenzen des Eingottglaubens hat Konjunktur. Dies umso mehr, als sie leicht mit aktuellen politischen Debatten zu paaren ist. Gerade im Gefolge des wachsenden islamistischen Einflusses scheint die Formel der Zusammengehörigkeit von Monotheismus einerseits und Intoleranz und Gewalt andererseits unmittelbar einleuchtend. Kein Zweifel aber auch, dass das Thema zu komplex ist, um auf so einfache Alternativen reduziert zu werden.

Der frühere Konsens

In der Perspektive des Alten Testaments ist nun von besonderem Interesse, dass sich an der Monotheismus-Debatte ablesen lässt, wie tiefgreifend die Veränderungen sind, die in diesem Bereich

Wolfgang Kraus ist Professor für Neues Testament an der Universität des Saarlandes. Er wurde promoviert bei Jürgen Roloff und habilitierte sich über das Thema Volk Gottes. Zur Grundlegung der Ekklesiologie bei Paulus. Schwerpunkte seiner Arbeit sind die Septuaginta, die Theologie des Paulus und das christlich-jüdische Gespräch. Er ist Pfr. im mittelbaren Dienst der ELKB.

der theologischen Wissenschaft stattgefunden haben. Noch zu Beginn der 1980er Jahre dominierten, von wenigen abweichenden Positionen abgesehen, die großen Entwürfe von Forscherpersönlichkeiten wie G. von Rad, A. Alt, M. Noth und H.W. Wolff. Sie hatten ein erstaunlich langlebiges Bild entworfen, das wesentlich auf den Datierungen und Textzuordnungen der Neueren Urkundenhypothese zum Pentateuch aufbaute: Danach reichen die Überlieferungen, etwa das »Kerygma des Jahwisten«, bis in die frühe Königszeit zurück. Über die davor liegenden Epochen war man durch die überlieferungsgeschichtlich erschlossene mündliche Überlieferung einigermaßen gut informiert. So konnte mit A. Alt angenommen werden, dass die Patriarchensippen einen »Gott der Väter« verehrten, der exklusiv verehrt wurde, trotz des polytheistischen Umfelds. Die späteren Stämme Israels pflegten nach M. Noth in einem Amphiklyonie-Verband ein gemeinsames JHWH-Heiligtum. Kennzeichnend für diesen einen Gott Israels war nach G. von Rad seine »Eiferheiligkeit«, die keine anderen Götter neben sich duldet. Dieses Theoriegebäude konnte also wichtige Elemente der altisraelitischen Gottesvorstellung bis in die ältesten greifbaren Spuren hinein nachverfolgen und die exklusive Verehrung des einen Gottes JHWH als gemeinsames Element der Traditionsbildung herausstellen. Selbst wenn von Rad die Bestimmung einer »Mitte des AT« abgelehnt hat, sind andere von diesen Voraussetzungen her doch dazu gekommen, etwa die Vorstellung vom exklusiven Bund Gottes mit Israel, den JHWH-Namen oder das erste

Gebot als Mitte zu benennen. So wurde bei aller historisch-kritischen Rekonstruktion im Einzelnen auch das theologische Anliegen des Alten Testaments aufgenommen, das die Identität des Gottes Israels von der Schöpfung Gen 1 bis zum Eschaton (Mal 3 bzw. Dan 12) behauptet.

Neue Einsichten

Der eben sehr grob skizzierte Konsens ließ sich nicht aufrecht erhalten. Zwei wesentliche Ursachen dafür sind zu nennen: Zum einen haben besonders deutsche Forscher die klassische 4-Quellen-Theorie so grundsätzlich in Frage gestellt, dass sie heute kaum noch vertreten wird. Fraglich sind – das gilt auch für die meisten anderen Texte – vor allem die Datierungen in die frühe Königszeit; generell datiert man gegenwärtig kaum noch Texte vor das 8. Jh. Auch die prinzipielle Existenz durchlaufender Quellen ist in Frage gestellt worden. Der Elohist ist bei den meisten neueren Ansätzen sanft entschlafen, die (rudimentäre) Existenz des Jahwisten wird noch häufiger angenommen, allerdings mit später Datierung oder in anderem Gewand als »Jerusalemers Geschichtswerk«, das bis in die Darstellung der Königszeit reicht. Feste Bezugsgrößen sind damit nur noch das Deuteronomium, dessen Kern meist als vorexilisch gesehen wird, und die exilische/frühnachexilische Priesterschrift. Die in der Einleitungswissenschaft dazu vertretenen Positionen sind so disparat, dass gegenwärtig kein konsensfähiges Modell in Sicht ist.

Hinzu kommt, dass der Anteil späterer Zufügungen sehr viel höher als früher gesehen wird. Bis in die hellenistische Zeit hinein wird die Arbeit der Redaktoren angenommen, so dass in vielen Fällen die Grenzen zwischen Literatur und Textkritik verschwimmen. Zur Illustration: Im Falle der Bücher Hosea oder Amos wird oft nur ein minimaler Grundbestand von wenigen Versen als aus dem 8.Jh. stammend angenommen, alle weiteren Texte seien im Zuge der Aktualisierung der ursprünglichen Prophezeiungen oder beim Zusammenwachsen der Bücher zum Dodekapropheten hinzugekommen. Vor diesem Hintergrund ist einsichtig, dass historische Rückfragen hinter die biblischen Texte sehr viel schwieriger und ihre Ergebnisse viel weniger plausibel geworden sind.

Der zweite wesentliche Aspekt, der

zur Neubewertung des Gottesbildes des AT führte, sind veränderte religionsgeschichtliche und archäologische Einsichten. Zu den ersteren gehört vor allem die Aufwertung der ikonographischen Fragestellung durch Otmar Keel und seine Schule, die v.a. durch die Abbildungen der Kleinkunst (z.B. Siegelabdrücke) den fraglich gewordenen Bibeltexten ein weiteres Medium an die Seite stellte, das durch religiöse Vorstellungen geprägt ist. Freilich ist auch hier die Datierung oft unsicher und die Interpretation schwierig. Aber immerhin, es gab Bilder in Israel, und diese haben ein Recht, gesehen zu werden.

Durch die intensive archäologische Arbeit, die im gesamten Nahen Osten stattfindet, sind verschiedene Einsichten möglich geworden. »Israel« kann keine homogene Größe von Anfang an gewesen sein, sondern ist aus verschiedenen regionalen Gruppen mit unterschiedlichen sozialen und religiösen Traditionen zusammengewachsen. Die Ausbildung staatlicher Strukturen geschah deutlich später und war wesentlich bescheidener, als es die alttestamentlichen Texte berichten. Jerusalem war zur Zeit der ersten Könige nach heutigen Maßstäben eine Kleinstadt, der Tempel nicht größer als eine Schulturnhalle. Größere Textfunde hat es nicht gegeben. All das hat die Annahme deutlich erschwert, dass es in der frühen Königszeit eine intensive literarische Produktion gegeben haben kann.

Allerdings hat es auch Funde gegeben, die durchaus von entwickelten religiösen Vorstellungssystemen zeugen. Das sind zum einen die genannten Kleinfunde, deren ikonographisches Inventar deutliche Einflüsse aus ägyptischen und syrisch-mesopotamischen Traditionen belegt. Eine hohe Zahl von weiblichen Figurinen lässt darauf schließen, dass es einen weiten Bereich weiblicher Religiosität gegeben hat, die wohl auf der Ebene von Familien- und Lokalkulten gepflegt wurde. Herausragend waren schließlich die Funde von Kuntilet Adjrud (Negev/Sinai) und Chirbet el-Qom (zwischen Lachisch und Hebron). Hier ist unabhängig voneinander in kurzen Inschriften die Vorstellung belegt, dass dem Gott JHWH eine Partnerin namens Aschera zur Seite stand, die mit ihm gemeinsam Segen verbürgt. Überdies ist die Rede von »JHWH von Teman« und wohl auch von »JHWH von Samaria«, so dass manche Forscher von einem »Polyjehwismus« reden: Der Gott Isra-

els wurde an unterschiedlichen Orten in unterschiedlicher Weise verehrt.

So ist die alttestamentliche Wissenschaft durch diese Funde mit der doppelten Aufgabe der Destruktion der großen biblischen Geschichtserzählung und der Konstruktion einer neuen Religionsgeschichte Israels konfrontiert, die das gesamte zugängliche Material einbezieht und das Werden des Alten Testaments erklärt.

Umriss eines neuen Bildes

Die eben geschilderten neuen Einsichten haben für eine immense Dynamik in der Exegese des AT gesorgt, die durch die nahezu zeitgleich erfolgte vollständige Veröffentlichung der Qumran-Funde noch verstärkt wurde. Da die Forschung noch anhält, ist momentan kein allgemein akzeptiertes Bild möglich, so dass hier nur Konturen gezeichnet werden können. Den am Ende genannten Sammelbänden sind leicht weitere Positionen bzw. Facetten zu entnehmen.

Aufgrund verschiedener Indizien in den Texten, die JHWH mit Seir (Ri 5,4), Teman (Hab 3,3) oder Midian (Ex 3+18) in Verbindung bringen, wird meist als sicher angenommen, dass die JHWH-Tradition ursprünglich aus dem Süden stammt. Nicht sicher ist, ob er ursprünglich dem Typus eines Wetter- oder Berggottes zugerechnet werden muss. Möglicherweise wurde er von aus ägyptischen Texten bekannten Schasu-Kleinviethnomaden verehrt, die ihre Rettung vor ägyptischen Truppen als seine Rettungstat priesen. Folgt man der vermittelnden Position von E. Zenger, lässt sich bereits hier eine der prägenden Traditionen feststellen, wonach die JHWH-Verehrung mit der Befreiung aus Unterdrückung und Rechtlosigkeit verbunden ist.

Wie es im Einzelnen dazu kam, dass aus der Gottheit einer kleinen Teilgruppe des späteren Israel der Nationalgott wurde, lässt sich nur schwer nachzeichnen. Der biblischen Tradition nach wurde die JHWH-Verehrung unter David nach Jerusalem gebracht, aber es ist nicht klar, welche Gottheit er dort ersetzte oder, so die These O. Keels, ob er vom dort ansässigen Sonnengott akzeptiert wurde. Strittig ist auch, ob die JHWH-Verehrung von Anfang an kultbildlos war, oder ob die starke anikonische Tradition erst nach Verlust der Götterstatue ausgeprägt wurde; letzteres ist wohl weniger wahrscheinlich. Festzustellen ist jedenfalls, dass die

JHWH-Verehrung lokale Festbräuche an sich zog und dann mit der Geschichte Israels in Verbindung brachte, besonders deutlich ist dies bei der Zusammenführung der ursprünglich getrennten Pessach- und Mazzot-Traditionen zur Exodus-Erinnerung. Pesach hat Bezug zur nomadischen Existenz (Transhumanz-Weidewechsel), Mazzot weist in die sesshafte Periode (Erntefest im Frühjahr). In den ältesten Festkalendern in Ex 23 oder 34 sind noch die ursprünglichen Feste erkennbar, die aber bereits auf JHWH bezogen sind.

Im 9./8. Jh. sind dann die genannten Traditionen greifbar, wonach JHWH mit einer Partnerin Aschera verbunden wurde, allerdings ist das genaue Profil dieser Göttin nicht klar. Nicht gesagt werden kann auch, wie weit verbreitet die Tradition dieses Götterpaars wirklich war; es fällt auf, dass die Göttersöhne im AT nur als bene elohim, nicht aber als JHWH-Söhne bezeichnet werden. Erkennbar ist zudem, dass JHWH mit El-Gottheiten identifiziert werden konnte, dass es aber ein deutliches Gegenüber zu Ba'al-Göttern gab. In der Religion – besser, in den Gruppenreligionen – Israels wurden zu dieser Zeit gewiss verschiedene Gottheiten verehrt. Auch wenn man diese Situation als »polytheistisch« begreifen kann, darf das aber nicht zur Annahme eines polytheistischen Systems wie in der griechischen oder römischen Religion führen. Es zeigt sich also, dass die Kategorie »Polytheismus« viel zu unscharf ist, als dass sie sinnvoll angewendet werden könnte. Hinzu kommt, dass es auch in den Religionen Ägyptens und Mesopotamiens Einheitsphänomene gibt, etwa die Konzentration auf einen »persönlichen Gott«.

Allerdings hat es im königszeitlichen Israel wohl Gruppen gegeben, die die Differenz zwischen JHWH und anderen Göttern und deren Kultformen besonders akzentuiert haben. Ihr Denken kann man in den Elija- und Hosea-Traditionen greifen; mit B. Lang werden sie als »JHWH-allein-Bewegung« genannt. Hier setzte sich nun die Überzeugung durch, dass nur JHWH allein verehrt werden soll (vgl. Hos 13,4), ohne Göttin an seiner Seite und nicht mit Riten, die aus anderen Kulturen bekannt sind. Vor dem Hintergrund der assyrischen Übermacht bekam diese Position wohl im 7. Jh. eine besondere Überzeugungskraft, so dass sie sicher eines der Motive war, das zu Sammlung und Abfassung der Texte führte, die als älteste Stufen des

Deuteronomium anzusehen sind. Das Schema Israel ist allerdings noch kein monotheistisches Bekenntnis, man kann hier nicht von Monotheismus sprechen, sachgemäß ist vielmehr die Deutung als Monolatrie (Verehrung eines/r Gottes/Gottheit). Hier nun wird das festgeschrieben, was bei Jan Assmann als »mosaische Unterscheidung« gilt; die klare Trennlinie, was in der Perspektive Israels als wahre Religion zu gelten hat und was nicht. Das mag nun in heutiger Perspektive tatsächlich als intolerant gelten. Doch ist dabei auch zu bedenken, dass gerade das Deuteronomium die Schrift mit dem höchsten Bewusstsein für soziale Fragen ist – durchgängig in typisierter Erinnerung an das Leben im »Sklavenhaus Ägypten«.

Strittig ist auch, ob und in welchem Umfang es eine Kultreform des Königs Joschija im Jahr 622 tatsächlich gegeben hat (vgl. 2. Kön 22+23), zumal im Ezechielbuch weiterhin von fremden Kultelementen im Jerusalemer Tempel die Rede ist. Andererseits ist nicht recht vorstellbar, dass das deuteronomistische Gedankengut ohne eine solche Aktion sich so schnell durchsetzen konnte. Jedenfalls stand nach dem Untergang des Tempels ein Deuteschema bereit, mit dem die Katastrophe bewältigt werden konnte.

In der Exilszeit geschah nun der eigentliche gedankliche Durchbruch zu einer Gottesvorstellung, die man monotheistisch nennen kann, weil sie die Existenz anderer Götter ausschloss. Dies findet sich besonders bei Deuterjesaja (z.B. Jes 44,6), formuliert sicher auch in Abgrenzung zu den babylonischen Kulturen. Wenig später scheint die Priesterschrift das narrativ umgesetzt zu haben, indem sie die Einheit von Schöpfergott und in der Geschichte handelndem Gott betont. Zugleich lässt sie in Ex 6,3 erkennen, dass die damaligen Priester-Theologen durchaus ein Bewusstsein von der Entwicklung ihrer Religion hatten und diese als in Etappen erfolgte Offenbarung Gottes verstanden.

Offenbar hat sich nach der Rückkehr aus dem Exil die monotheistische Denkweise bald durchsetzen können, zumindest als Religion der Rückkehrer-Oberschicht. Das exklusive Gottesbild wirkt sich nun prägend für die Gestaltung der Überlieferungen zur Volksgeschichte aus, heute greifbar im deuteronomistischen und chronistischen Geschichtswerk. Theologisch werden nun aber zwei weitere, grundsätzliche Themen brisant, das der Theodizee und das des konkreten Wir-

kens des einen Gottes in der Weite seiner Schöpfung.

Die Frage nach der Gerechtigkeit Gottes kann nur im Kontext einer monolatrischen oder monotheistischen Religion virulent werden. Die alttestamentlichen Texte geben auf sehr unterschiedliche Weise Antworten auf das Problem des Leidens in der Welt, besonders vielschichtig im Hiobbuch, beinahe postmodern-skeptisch bei Kohelet oder trotzig mit dem »ich aber bleibe stets bei Dir« aus Ps 73. Unaufgebbar ist dabei, dass trotz der Leiderfahrungen der Gott Israels ein den Menschen zugewandter Gott ist, der ihr Heil, nicht ihr Verderben will.

Parallel zum immer transzendenten werdenden Gottesbild entwickelt sich im Denken Israels die Überzeugung, dass es Vermittlungsinstanzen zwischen dem »Gott des Himmels« und der Welt geben muss. So wird die alte Vorstellung des Thronrates (Ps 29) und der Gottesboten (Gen 28) zu einer Engelswelt ausgebaut. Im Sacharjabuch ist ihre Rolle noch eingeschränkt auf die Funktion eines Deuteengels, im Danielbuch ist dann von Völkerengeln die Rede, und selbst die Messias-Erwartung wird in Dan 7 mit dem Menschensohn in eine engelhafte Gestalt transformiert. In der gleichen Linie der Ausdifferenzierung der göttlichen Exklusivität liegen dann später die christologischen und trinitarischen Ausprägungen des Gottesbildes. Sie halten fest, dass das eine göttliche Wesen auch eins ist in seinem Handeln, das jedoch unterschiedliche Dimensionen hat.

Streit um den Monotheismus

Die Nachzeichnung der mutmaßlichen religionsgeschichtlichen Entwicklung des israelitischen Gottesbildes kann eine Stellungnahme in der philosophischen Debatte um Grenzen oder Gefahren eines monotheistischen Glaubens nicht ersetzen. Sie kann aber deutlich machen, dass viele Vorwürfe gegen das biblische Gottesbild, insbesondere der der prinzipiellen Intoleranz, nicht zutreffen. Ganz im Gegenteil sollte die Kernaussage zu Gehör gebracht werden, dass JHWH universaler Gott der Befreiung aus Rechtlosigkeit und Unterdrückung ist, dies bis hin zum Karfreitags- und Osterereignis. Das kann dann auch als Kriterium gegen intolerant-exklusivistische Ausprägungen der Religionen genutzt werden, die sich auf die Bibel Israels stützen.

Literaturhinweise:

- J. Assmann: Moses der Ägypter. Entzifferung einer Gedächtnisspur. Carl Hanser München 1998
- L. Bormann (Hg.): Schöpfung, Monotheismus und fremde Religionen. Studien zu Inklusion und Exklusion in den biblischen Schöpfungsvorstellungen, 2008
- M. Oeming (Hg.): Der eine Gott und die Götter. Polytheismus und Monotheismus im antiken Israel, 2003
- T. Söding (Hg.): Ist der Glaube Feind der Freiheit? Die neue Debatte um den Monotheismus, 2003.

Prof. Dr. Martin Rösel

Zum Autor:

Martin Rösel ist Prof. für AT an der Theol. Fakultät der Univ. Rostock. Er wurde mit einer Arbeit über die Genesis-LXX promoviert; Gegenstand seiner Habilitation war der Gebrauch des Gottesnamens. Derzeit ist er im Rahmen des Projektes *Biblia Hebraica Quinta*, einer Neuedition des hebräischen Textes, für das Buch *Numeri* zuständig und bei der Revision der Lutherbibel leitet er die Gruppe *atl. Apokryphen*.

Aussprache

Eine andere Generation

zu: »Nie wieder...« in Nr. 2/12

Das klingt ja nicht gerade aufmunternd, sehr geehrte Frau Anonym! (N.N.), was Sie da über das unser Gemeindepfarramt schreiben und zugleich meiner Frau und mir unterstellen wollen. Sie sind frustriert, alle Ihre Aussagen sind nur negativ und zudem ungerecht gegenüber unserer Generation. Bei uns durften die Pfarrfrauen gar nicht berufstätig sein, das war vom LKR verboten; denn sie sollten mithelfen in der Gemeinde.

Meine Frau – und nicht nur meine – hat dann bei den verschiedenen Pfarrstellen unseres Lebens vielfach mitgearbeitet bei Tür- und Telefondienst, in der Leitung von Frauenkreisen, Kindergottesdienst, Jugend- und Theatergruppe, später Mitwirkung bei verschiedenen Gesprächskreisen, aber auch bei Hausbesuchen. Sie hatte großes Interesse an Theologie und menschlichen Kontakten und fühlte sich nicht als »Anhängsel« des Pfarrers, sondern konnte hier ihre seelsorgerlichen Fähigkeiten entfalten. Gewiss kam meine Frau manchmal an der Grenze ihrer Kraft mit unseren vier Kindern und sicher war das nicht nur »Friede, Freude, Eierkuchen«, auch wir hatten unsere Krisen. Trotz mancher Schwierigkeiten, die gerade bei einer Pfarrersehe nicht ausbleiben, haben wir die Goldene Hochzeit schon hinter uns und wissen, was wir aneinander haben. Meine Frau hat nie die Freude an unserem Pfarrberuf verloren, weil sie ihn unbedingt bejaht und mich dadurch vor mancher Torheit bewahrt hat. Sie hat dabei auch ihre eigenen Interessen gepflegt in Literatur, Musik und Theater und war oft bei unseren Gemeindefahrten dabei. Was soll da Ihre Behauptung »nur nach den Bedürfnissen des Mannes«?

Wieso macht »der ständig präsente Beruf des Gemeindepfarrers ein Familienleben schwierig«? Gewiss in Dorf oder Kleinstadt ist man hier auf dem Präsentierteller – wobei eine Portion Humor nicht schaden kann. In der Großstadt ist das schon anders. Aber man sollte doch die Nähe zu den Menschen nicht als Belastung empfinden, sondern als Bereicherung, wenn sie sich uns gegenüber öffnen. Wir hatten immer großen Respekt vor der Biographie unseres Gegenübers und fühlten uns nicht als »funktionierende Rollenvertreter« und auch nicht als »benutzt«. Wir waren gern in unserem alten Pfarrhaus von 1598, auch wenn der Keller erst nebenan war (in der alten Zehntscheune). In einem Pfarrhaus zu wohnen, war uns eigentlich immer Lust, nicht Last, auch wenn es in einem Fall ein kirchliches Mietshaus mit starken Straßen-Verkehrslärm war.

Was soll da ein »Zwangsehrenamt« – selbstverständlich muss man, wo es geht, mitarbeiten und Vorbild sein für die anderen Ehrenamtlichen. Wenn man vier Kinder hat, sehen die Leute aber ein, dass man als Pfarrfrau nicht immer präsent sein kann. Meine Frau und ich bedauern, dass Sie offenbar dazu keine

positive Einstellung finden konnten. Vielleicht hätten Sie es doch länger überdenken müssen, was auf Sie als Frau eines Gemeindepfarrers zukommt. Es wäre sicher gut, wenn in unserer Landeskirche entsprechende Seminare für angehende Pfarr- Frauen und –Männer angeboten würden, damit sie besser informiert sind über das, worauf sie sich im Gemeindedienst einlassen. Meine Frau und ich wünschen Ihnen für die Zukunft bessere Erfahrungen!

Gerhard und Gisela Nörr

Nun noch zu den *Ausführungen des Kollegen Förster („Verwunderlich“!)*. Natürlich ist das notwendig, was Frau Hektor verdienstvollerweise über die Strukturen schreibt. Doch das darf nicht alles sein, was uns bewegt, so wichtig es sei muss, dass Ungerechtigkeiten des LKR vom Pfarrerverein angeprangert werden. Doch »Strukturen allein tun's freilich nicht«, sondern eben die Begeisterung für das gemeinsame Pfarramt. Die *Bemerkung in Herrn Schalls Ausführungen* (in seiner Zuschrift zu: »Die die die Predigt vermurmeln«) möchte ich deutlich als Missverständnis zurückweisen. Meine Absicht war keineswegs die Aussage: »Warum sollt ihr es heute besser haben«, sondern mir ging es darum, wieder mehr »Begeisterung« für unserem Dienst zu wecken. Außerdem ist sein Artikel keineswegs so aggressionsfrei, wie er behauptet. Er lässt genau diesen »Umgangston, der bemüht ist um gegenseitige Würdigung und Wertschätzung« vermissen.

*Gerhard Nörr
Pfarrer i.R., Grünwald b. München*

Offen diskutieren

zu: s.o. in Nr. 2/12

Ist das der neue Stil, den wir in Zukunft pflegen wollen? Muss ich jetzt also fürchten, mit dem Segen der Schriftleitung anonym im **KORRESPONDENZBLATT** kritisiert zu werden, wenn ich offen meine Meinung sage?

Man kann über den Leserbrief von Pfarrer Nörr durchaus geteilter Meinung sein. Für die Leserbriefschreiberin im **KORRESPONDENZBLATT** 2/12 war er offenbar der Auslöser, sich ihren wohl lange aufgestauten Frust von der Seele zu schreiben.

Gerade deshalb halte ich es für eine Selbstverständlichkeit, dass sie auch ihrerseits durch ihre Namensnennung

zu ihrer Meinung steht.

Zur Nutzung einer öffentlichen Plattform gehören für alle Beteiligten klare Regeln. Wer einen Leserbrief schreibt, muss ohne Wenn und Aber mit der Nennung seines Namens einverstanden sein. Wer Angst vor Kritik hat, sollte diesen Weg nicht gehen.

Zweifelsohne klingen mit der Leidenschaft des Briefes auch brennende Fragen an, die zu diskutieren es durchaus wert ist. Ich möchte mich darin aber nicht durch die Schriftleitung des **KORRESPONDENZBLATTES** bevormunden lassen, die erst nach Gutdünken einer Autorin Anonymität gewährt und dann auch noch in einer Erklärung offen zugibt, dass sie dadurch gerne die Richtung vorgeben möchte, in die die Diskussion über diesen Beitrag geführt werden soll. Wenn die Leserbriefschreiberin nur unter diesen Umständen bereit war sich zu äußern, hätte ihr Brief nicht veröffentlicht werden dürfen. Mit anonymen Heckschützen haben wir vor Ort schon genug zu kämpfen (wenn ich den Frust von Frau NN richtig interpretiere, müsste sie davon ein Lied singen können). So was muss nicht auch noch durch das **KORRESPONDENZBLATT** gefördert werden.

Deshalb bitte ich Sie hiermit, liebe Anonymia, Ihren Anliegen, die Sie mit Ihrem Brief anklingen lassen, Glaubwürdigkeit zu verleihen, sie auf eine sachliche Basis zu stellen und dazu Ihren Namen bekannt zu geben. Sie nahmen das Recht in Anspruch, Pfarrer Nörr zu kritisieren. Mit welchem Recht darf er jetzt nicht wissen, mit wem er es zu tun hat?

Die Schriftleitung des **KORRESPONDENZBLATTES** fordere ich ihrerseits zur Namensnennung auf. Denn mit ihrem Verhalten zerstört sie die Diskussionskultur, die sie anregen möchte. Außerdem hoffe ich, dass sie in Zukunft keine Versuche mehr unternimmt, den Leserinnen und Lesern vorzuschreiben in welche Richtung sie zu denken haben.

*Matthias PenBel,
Pfarrer in Reichenberg*

1. Der Name der Schreiberin ist der Redaktion bekannt, es handelt sich nicht um ein anonymes Schreiben.

2. Die Bezeichnung »Heckschütze« weisen wir zurück.

3. Unser Wunsch war eine Diskussion, die ohne solche Bezeichnungen auskommt. Diese Art der Debatte war die einzige Richtung, die wir vorgeben wollten – wir wollen nämlich auch, dass alle AutorInnen ihre Namen nennen.

Die Redaktion

Gute Begleitung tut not

zu: »Keine Zwangsversetzung nach Oberfranken!« in Nr. 2/12

Dem Schreiben und der Intention der FEA Vertreter kann ich völlig zustimmen. Niemanden in Oberfranken hilft es, wenn jemand dorthin zwangsversetzt wird.

Nur eines ist auch klar: Stellen dürfen nicht dauervakant sein und Kollegen vor Ort können nicht dauernd unbesetzte Stellen vertreten. Das würde nämlich die krank machen, die schon länger da sind.

Ich plädiere deshalb für eine bessere Begleitung am Ort und das gilt eben auch für FEA Angebote. Wo sind denn die Kurse, die jemanden mit Kindergarten, Kinderkrippe und Hort vertraut machen? Wo bleiben denn die Angebote zur Friedhofsverwaltung (ich weiß, dass es die gibt, aber nicht vor Ort)? Wo lernt man denn einem ambulanten Pflegedienst vorzustehen? Wer gibt denn Tipps wie man Arbeit mit zwei Kirchenvorständen in einer Pfarrei vereinfacht? Bisher muss sich da jeder selbst durchkämpfen; übrigens ganz egal ob in Oberfranken, Niederbayern oder in Schwaben. Nur- in Oberfranken hat fast jede Gemeinde alle diese Einrichtungen. Wenn der Artikel dazu beiträgt dies grundsätzlich zu ändern freue ich mich über ihn.

Aber dann will ich doch noch ein paar Klischees hinterfragen, die unterschiedlich auftauchen. Oberfranken ist nicht »Bayerisch Sibirien«.

Hier leben nicht lauter strafversetzte Leute, dem Gulag entsprungen. Vielmehr leben hier Menschen, die allmählich einen schwierigen Umstrukturierungsprozess hinter sich bringen. Und das hat viel Kraft gekostet. Dabei entsteht ein neues Selbstwertgefühl an dem die Kirche einen großen Anteil hat (siehe Netzwerk: »Gemeinsam für die Region«).

Titel wie »Zwangsversetzung nach Oberfranken« sind hier eher kontraproduktiv und dienen dem angeschlagenen Image nicht gerade. Und damit muss auch Schluss sein. Das haben die Menschen in Oberfranken nämlich nicht verdient, überhaupt nicht!

*Pfr. Thomas Guba,
Projektstelle: Gemeinde- und Regionalentwicklung in Nordostbayern,
Bad Alexandersbad*

Zum Glück hat mich keiner gewarnt

zu: s.o.

Liebe Kollegin und Kollegen, Schwestern und Brüder,
sehr dramatisch haben Sie für Dienstangefänger die Folgen einer Versetzung nach Oberfranken beschrieben. Das ist insofern verständlich, da Sie sich für diese einsetzen und Ihrer Aufgabe gerecht werden wollen. Ein Pfarrer wünscht weder anderen noch sich selbst die von Ihnen beschriebene Erschöpfung, Depressivität, Burnout, Glaubenszweifel, innere Kündigung etc.; nicht einmal als Folge einer Versetzung nach Selb in Oberfranken. Ob Sie allerdings den Gemeinden, den Menschen und speziell den Pfarrerinnen und Pfarrern dort einen Dienst erwiesen haben, möchte ich wenigstens bezweifeln. Letztlich kommt vermutlich auch Ihr gemeinsames Anliegen, die FEA dabei schlecht weg. Man kann jede Situation noch schlechter reden, indem man Dienstangefänger mit den genannten Folgen warnt, dort Erfahrungen zu sammeln und sich wohl zu fühlen. Warum sollten dieselben genannten Folgen nicht auch ältere Kollegen treffen? Denen würden Sie es sicher auch nicht wünschen! Nicht einmal Ruhestandspfarrerinnen oder Kollegen aus anderen Landeskirchen. Etwas ironisch gibt es dann nur noch zwei Möglichkeiten: Entweder man stattet die länger vakanten Stellen mit einer ordentlichen Amtszulage aus, die man ja bei Stellen mit mehreren Bewerbern einsparen kann. Oder man streicht diese vakanten Stellen. Dann gibt es in Oberfranken keine Vakanten mehr und es gäbe auch Geld, um anderenorts die Stellen zu schaffen, die sich ein Dienstangefänger psychologisch und betriebswirtschaftlich klug selbst gestalten kann.

Als Pfarrer z.A. habe ich 1988 meinen Dienst im Dekanat Selb begonnen zu einem Zeitpunkt, als dort ebenfalls etwa 30% der Stellen vakant waren. Ich habe ein junges Pfarrkapitel getroffen, in dem auf alle Stellen, außer dem Dekan, PfarrerInnen z.A. versetzt wurden und zumeist viele Jahre weit über ihre z.A.-Zeit geblieben sind. Die Gemeindesituationen vor Ort waren weder kompliziert noch psychologisch schädlich, wie von Ihnen beschrieben. Die Grundfrustration hat sich allenfalls durch ständiges Schlechtreden von außen eingestellt, was bisweilen an üble Nachrede für Oberfranken grenzt. Erst im Jahr 2002 habe ich mich in Folge der »10-Jahres-Regelung« nach einer neuen Stelle umgesehen. In einem Dekanat mit

damals etwa 30% Vakanten. Zum Glück hat mich niemand gewarnt.

*Matthias G. Ahnert
Pfarrer in Obermögersheim
mit Altentrüdingen*

Ich habe keinen Tag bereut

zu: s.o.

Sehr geehrte Damen und Herren, ich habe den Beitrag der FEA-Verantwortlichen gelesen und möchte eine Lanze für Gemeinden in Oberfranken (und der Oberpfalz) brechen, die nicht regulär besetzt werden können.

Für viele Kollegen und Kolleginnen und auch Geistliche zur Anstellung scheinen Pfarrstellen in Nordostbayern nicht attraktiv zu sein.

Ich selbst bin vor 22 Jahren nach Wildenreuth, Dekanat Weiden geschickt worden. Dort wollte ich nicht hin. Für mich, als gebürtigen Mittelfranken war die Oberpfalz weitgehend unbekanntes Land. Etliche Vorurteile hatte ich auch. Aber es war klar, dass die Landeskirche sendet und ich zu gehen hatte.

Was fand ich vor? Eine rührige Pfarrei mit sehr vielen aktiven Gemeindegliedern, die mich herzlich und offen empfangen. Sicher, es war auch viel Arbeit. Mehrere Predigtstellen, die Verwaltung, von der ich noch keine Ahnung hatte und immer wieder Bausachen.

Gemeinsam mit den Menschen in Wildenreuth und Umgebung konnte ich vieles Gute bewahren und manches Neue anfangen. Ich habe es keinen Tag bereut, hier zu sein.

Ich kann mir vorstellen, dass es in den Dekanaten Selb, Wunsiedel und anderswo sehr viele andere Gemeinden gibt, in denen es sich lohnt zu leben und zu arbeiten.

Was dort zu tun ist, kann man lernen, wenn man sich auf die Leute und Gemeinden einlässt.

Junge Kolleginnen und Kollegen sollten nicht von vorneherein Aversionen gegen ihnen unbekannte Gemeinden aufbauen, sondern erst einmal hingehen und schauen.

Wenn es wirklich nicht klappt, können sie immer noch, wenn sie die Bewerbungsfähigkeit haben, woanders hingehen.

Übrigens wird Wildenreuth im Juni frei. Ich kann es nur empfehlen.

*Thomas Schertel,
Pfarrer in Erbdorf*

Zieht nicht an, hält aber fest

zu: s.o.

Zweifellos – es ehrt alle, die mit Pfarrerrinnen und Pfarrern in den ersten Amtsjahren Arbeitenden, wenn sie sich für die jungen Kolleginnen und Kolleginnen nach Kräften einsetzen.

Nur sollten sie das nicht auf Kosten anderer, sprich der oberfränkischen Gemeinden, speziell der im Nordosten des Kirchenkreises Bayreuth, tun. Und man sollte auch nicht ungeprüft jahrhundertalte Vorurteile von »Bayerisch Sibirien« weiterverbreiten.

Als einer der selber – auch in Zeiten des Pfarrermangels – 15 Jahre in Nordostoberfranken gearbeitet hat und jetzt als Ruheständler dort immer wieder aushilft, kann ich nicht nachvollziehen, warum gerade in dieser Region z.A.-Pfarrer besonders in Gefahr sein sollen. Klar wird die Arbeit nicht leichter, wenn die Nachbarstelle unbesetzt ist. Aber das kann einem doch wo anders auch passieren. Und dem gegenüber steht auch vieles, was die Arbeit durchaus erleichtert.

Es ist in Oberfranken wesentlich einfacher als zum Beispiel in den Ballungsräumen, einsatzfreudige Ehrenamtliche zu finden. Die nächsten KV-Wahlen werden es wieder zeigen. Es gibt ein dichtes Netz von Lektorinnen, Lektoren und Prädikanten. Hat man es bei 2000 Gemeindegliedern in Mittelfranken oft mit drei Kirchenvorständen zu tun, ist es in Oberfranken meist nur einer. Trotzdem sind die Strukturen überschaubar, Nachbarschaft funktioniert.

Als Pfarrerin und Pfarrer ist man in der Kommunalpolitik und in der Zivilgesellschaft ein gern gesehener Gesprächs- und Kooperationspartner, und es braucht keine besondere Anstrengung, um einen Dreispalter in den lokalen Medien zu bekommen. Versuchen Sie das einmal in München!

Die Region ist, wie ihr der Familienatlas der Bundesregierung bescheinigt, ausgesprochen familienfreundlich und gerade für junge Familien gut geeignet. Entgegen aller Panikmache ist die schulische und ärztliche Versorgung durchaus intakt. Und in der Stunde, die man von einem Ende der Ballungsräume München oder Nürnberg bis zum anderen braucht, kommt man in Oberfranken überall hin, auch zu einem höchst beachtlichen Kulturangebot.

Nicht umsonst heißt es: »Nordostoberfranken zieht nicht an, aber es hält fest!«

Also: bitte keine Panik verbreiten, liebe Kollegen!

*Dr. Hans-Gerhard Koch
Pfarrer i.R., Fürth*

Nur offene Türen

zu: s.o.

Oberfranken bietet ideale Arbeitsbedingungen für junge Pfarrer in den ersten Dienstjahren

Seit Jahrzehnten sind viele Pfarrer z.A. nach Oberfranken geschickt worden. Den meisten hat es so gut gefallen, dass sie sich nach der z.A. Zeit auf die Pfarrstelle beworben haben die sie vorher als Pfarrer z.A. vertreten haben. In unserem Dekanat hier in Oberfranken sind Pfarrer aus München, aus Augsburg, aus Mittelfranken und anderen Gegenden Bayerns und alle sind schon über zehn Jahre hier, weil es ihnen so gut gefällt. Natürlich liegt es in der Verantwortung der örtlichen Dekane, dass junge Pfarrer nicht als Lückenbüßer verheizt werden. Ich habe nicht den Eindruck, dass unsere Dekane hier ihrer Fürsorgepflicht für die Pfarrer, speziell für die jungen Pfarrer nicht nachkommen. Das habe ich vor vielen Jahren als junger Pfarrer z.A. im oberbayrischen Dekanat Weilheim ganz anders erlebt. Da wurde ich vom Dekan regelrecht in die Pfanne gehauen und bekam alle pubertierenden schwierigen Schulklassen, die die Pfarrer mit mehr Berufserfahrung nicht wollten. Den Schwierigkeiten, die ein junger Pfarrer überall haben kann, stehen in Oberfranken große Vorteile gegenüber. Was mir als erstes nach meinem Wechsel von Oberbayern nach Oberfranken auffiel, war die viel geringere Gewaltbereitschaft der Schüler. Auch die Disziplin im Religionsunterricht war deutlich besser. Gerade in diesem für Berufsanfänger besonders schwierigen Feld bietet Oberfranken jungen Pfarrern ideale Startbedingungen. Auch das große Wohlwollen, das dem Pfarrer seitens des Kirchenvorstands, der Mitarbeiter und der Bevölkerung begegnet habe ich so in Oberbayern nicht erlebt. Es erleichtert den Berufsanfang willkommen und wertgeschätzt zu sein. Man kommt in Ostoberfranken auch leichter über Glaubensfragen ins Gespräch. Auch wenn man anbietet mit oder für Menschen zu beten wird das gerne angenommen. Auch der gute Gottesdienstbesuch und die vielen zuverlässigen Mitarbeiter sind eine starke Ermutigung für uns Pfarrer. Ein ganz

großer Vorteil ist die Nähe zu den Menschen. Sie verstecken sich nicht hinter Masken, sondern man kommt ganz nah an das wirkliche Leben und die Freuden und Nöte der Menschen heran. Man wird als Pfarrer ins Vertrauen gezogen. Zu erleben dass der geistliche und seelische Beistand, den man geben will erwünscht ist und wirklich hilft ist nicht nur für junge Pfarrer eine ganz wertvolle Erfahrung. Einerseits erlebe ich in Oberfranken klare Erwartungen der Kirchenvorsteher und Gemeinden und andererseits erlebe ich viele offene Türen. Beides habe ich als hilfreich erlebt. Die klaren Erwartungen helfen Pflicht und Kür klar abzugrenzen. Für junge Pfarrer, die in den Beruf erst hineinflinden müssen ist das besonders hilfreich. Sie müssen kein schlechtes Gewissen haben, sondern wissen wann sie ihre Aufgaben erfüllt haben. Und wenn sie dann mehr machen wollen, dann tun sie es nicht wegen des schlechten Gewissens, sondern aus Freude am Beruf. In Oberfranken bin ich auf so viel offene Türen gestoßen, dass man manches was man gerne täte gar nicht tun kann. Gerade durch das Wohlwollen der Bevölkerung hat man viele Entfaltungsmöglichkeiten. Manchmal habe ich sogar schon zu hören bekommen: »Herr Pfarrer ich weiß doch wie viel Arbeit sie haben. Ich hab gar nicht damit gerechnet, dass sie mich zum Geburtstag besuchen.« Die Menschen hier wissen die Arbeit ihrer Pfarrer wirklich zu schätzen. Allerdings ist es schwer vorhersehbar wann sie einem das sagen. Oft ergiebt sich ohne Vorwarnung und ohne erkennbaren Grund der ganze angestaute Dank und das Lob über den verdutzten Pfarrer. Das ist dann echt beeindruckend und beglückend. Ein kleiner Wermutstropfen ist, dass man hier etwas weniger Rückmeldungen auf Predigten und Gottesdienste bekommt als in Oberbayern. Aber man kann ja nachfragen, wenn man eine Rückmeldung möchte. Ein schulisches Umfeld in dem Pfarrerskinder keine Außenseiter sind und eine schöne Mittelgebirgslandschaft mit vielen mäandrierenden Bächen ergänzen die idealen Arbeitsbedingungen in den Gemeinden.

*Gerhard Stintzing, Pfarrer,
in München aufgewachsen,
9 Jahre im Einzugsbereich von
München im Dekanat Weilheim tätig,
seit 15 Jahren im Dekanat Naila in
Oberfranken tätig.*



Hans-Gerhard Koch, Gastrecht für alle Für eine Wirtschaft, die diesen Namen verdient, Nürnberg 2009, ISBN 978-3-939171-18-8

»Wirtschaft« verstanden und erklärt am Beispiel der Gastwirtschaft früher, das erinnert mich an ein Kirchenmodell, das die Karawanserei als Bild nahm. Auch dieses Bild ist leicht zu begreifen, vor allem für ökonomische Laien, die die Bücher der Fachautoren entmutigt im Regal stehen lassen (damit aber auch die Debatte jenen Profis überlassen, vergessend, dass sie auch Handelnde und Opfer der ökonomischen Entwicklungen sind) und es trägt auch wirklich. Koch lässt sich auf die Fachdiskussion mit den Ökonomen nicht ein, entwirft ein Bild von Wirtschaft nach seinem Ideal und sozusagen von der anderen Seite her. Es geht um eine wirtschaftliche Welt, an der alle Menschen teilhaben und auf der sie alle leben können und darum, welchen Beitrag die biblische Tradition dazu liefert. Man kann die knapp hundert Seiten gut und schnell lesen und hat dann so etwas wie die Moral der Wirtschaft oder eine Wirtschaftsethik, an der man andere Entwürfe messen kann. Ich sehe nicht, was gegen diese Maßstäbe grundsätzlich eingewendet werden könnte – außer, dass es naiv sei, so zu reden oder auch, dass Wirtschaft und Moral sich ausschließen – Argumente, die wir kennen und denen wir nicht leicht nachgeben sollten. Im Moment scheint die Bereitschaft verbreitet zu sein, über derartige Dinge nachzudenken, weil viele die Folgen spüren, wenn nur noch das Geld die Ziele setzt und die Moral ersetzt. Da freilich stellt sich dann aber eine Frage, die das Buch nicht beantwortet: Wie es eigentlich zu jener anderen Wirtschaft gekommen ist, wer die handelnden Personen sind und waren und welche Rolle wir als WählerInnen und KonsumentInnen spielen. Wenn Koch an die Entwicklung der Bahn erinnert, bei der die Passagiere eigentlich nur noch lästig sind (und an

kirchliche Programmschriften, die Gemeindemitglieder zu Kunden und damit zum Problem wie Maßstab kirchlicher Arbeit machen), erinnert mich das an Zeiten, in denen das Defizit der Bahn jedes Jahr neu allgemeine Empörung und den Ruf nach wirtschaftlichem Handeln verursachte. Überall, wo um irgendwelcher menschlichen Ziele willen, nicht der Marktpreis Maßstab war, haben auch wir diese Art Handeln gefordert. Und kaufen wir nicht nach dem Preis ein, so dass die Innenstädte veröden, der Einzelhandel gegen das Internet verliert usw.? Die Wirtschaft im Dorf ist Erinnerung – es finden sich weder Wirte noch Kunden, die sie am Leben hielten. Die Vorstellungen von Leben, Freizeit und Arbeit haben sich verändert – in diesem Sinn fordert das Buch nicht weniger als eine Änderung der Werte und des Lebensstiles.

Ich fürchte, zum Teil sind die, die einer menschlichen Wirtschaft nachtrauern, dieselben, die sie mit zerstören und von ihrem Ersatz profitieren. Wer ohne Sünde ist, werfe Steine! Koch wirft sie nicht – der Erfolg seines Modells wird sich daran entscheiden, wie es mit der menschlichen Fehlbarkeit, Gier, dem Geiz und dem Eigensinn zurechtkommt – und das, ohne diktatorisch zu werden. Grenzen ziehen und diese als Leitlinien statt als Gefängnis zu verstehen – das ist die Aufgabe seit dem Dekalog. Weit sind wir nicht gekommen, fürchte ich – im Predigen wie im Leben. Noch einmal zur Wirtschaft: Die unterschieden sich – so erinnere ich mich – durch die Person der Wirtin und des Wirtes, konnten ein Ort des Gespräches und fast der Seelsorge sein, wo es nicht nur um den Umsatz ging. Wirte ausbilden.... Wie das global gehen soll und ob wir dem Modell auch noch trauen, wenn die Globalität von Entwicklungen die Verantwortung der Einzelnen (scheinbar) aufhebt oder die Ungleichzeitigkeit der Entwicklungen einem anderen Teil Europas oder der Welt Erfolge beschert, das ist die Frage. Über sie wird zu reden sein.

Martin Ost

Segen für die Stadt – die »Paul-Eber-Bibel« von 1562

Der aus dem mainfränkischen Kitzingen stammende Paul Eber (1511–1569) ist heute fast nur noch bekannt als Dichter des Liedes »Wenn wir in höchsten Nöten sein« (EG 366). Tatsächlich war der Mitarbeiter und Nachfolger Melanch-

thons an der Universität Wittenberg ein bedeutender humanistischer Gelehrter. Zum Jubiläum seines 500. Geburtstags hat ihm die Evangelische Kirchengemeinde Kitzingen ein eindrucksvolles Denkmal gesetzt: Sie hat das repräsentative Exemplar der Luther-Bibel, das Eber seiner Heimatstadt für ihr neues Rathaus geschenkt hat, nun als schönes Faksimile herausgegeben und damit der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. In dieser Bibel übermittelt der Theologieprofessor und Generalsuperintendent, der sich dankbar der Förderung von Seiten der Vaterstadt erinnert, auf bewegende Weise seine Segenswünsche für Kitzingen und seine Menschen. Etwa 100 ausgewählte Seiten der eigentlich zweibändigen Wittenberger Luther-Bibel, dazu noch die von Eber selbst liebevoll gestalteten Widmungstexte und die zeitgenössischen Porträtgalerien Johann Agricolas werden in diesem Faksimile-Band authentisch und zugleich leserfreundlich präsentiert.

Wer ein attraktives, bibliophiles Geschenk für einen empfänglichen Mitarbeiter oder für sich selber sucht, wer eine originale Luther-Bibel als handliches Anschauungsobjekt etwa für den Unterricht oder für Gemeindeveranstaltungen braucht, wer Kitzingen oder der Reformation in Franken überhaupt verbunden ist, dem sei diese Faksimile-Ausgabe ans Herz gelegt! Sie ist zum erstaunlich günstigen Preis von 25 Euro direkt zu beziehen beim Ev.-Luth. Pfarramt der Stadtkirchengemeinde Kitzingen, Gustav-Adolf-Platz XX, Kitzingen.

*Wolfgang Huber,
Pfarrer in Marburg*

Eva Zeller, Was mich betrifft. Gedichte und Balladen. München 2011 (Verlag Sankt Michaelsbund)

Eva Zeller zählt zu den namhaften Schriftstellerinnen unserer Zeit. Ihr umfangreiches literarisches Lebenswerk ist dafür Zeuge – nicht zuletzt ihre Lyrik mit dem unverwechselbaren Ton. Sie hat denn auch eine ureigene Genealogie in ihren Gedichten: Da ist der Kosmos der Natur, der sie auf dem Gutshof der unvergesslichen Großmutter umgibt, und da ist der Kosmos der großen Literatur, in den sie dort schon von Kindheit an hineinwächst: Eichendorff und Fontane, Hölderlin und Rilke. Später kommt die Bewunderung für Gottfried Benn und Paul Celan, Ernst Meister, Günter Eich und vielen anderen hinzu. Außer

im Epigramm oder der Ballade, im lyrischen Portrait oder dem Naturgedicht zeigt sich die besondere Klangfarbe ihrer Sprache vor allem in der religiösen Lyrik – einer lyrischen Gattung, für die heutzutage nur noch wenige Namen stehen. Aber Eva Zeller besitzt die Fähigkeit, immer wieder Aussagen, Motive und Figuren biblischer Texte und kirchlicher wie kulturgeschichtlicher Tradition in unsere Zeit hinein zu übersetzen und in unserer Welt auf neue und originelle Weise Gestalt werden zu lassen.

Das war bereits in ihrem vorletzten Gedichtband nachzulesen, der 2006 unter dem Titel »Das unverschämte Glück« im Radius-Verlag Stuttgart erschienen ist. Auch der neueste Gedichtband »Was mich betrifft. Gedichte und Balladen« folgt diesem Grundmuster: An Geschehnisse, die tief in der Lebensgeschichte und der Landschaft ihrer Herkunft verankert sind, das Grauen von Flucht, Trauer und Leid und ihr unaufhörliches Nachbeben bis in die Gegenwart hinein (»Es wird und wird nicht still«) schließen sich Passagen an, die das reiche menschliche wie künstlerische Potential der Autorin bezeugen und trotz aller »Atemnot« doch Kraft zu neuem Atem schenken. So redet auch die Ballade »Die Stufen des Himmels« von diesem so verletzbaren irdischen Leben wie das fein-sinnige Gedenken an Caspar David Friedrich oder Vincent van Gogh, Pablo Picasso oder Paul Klee. Und dabei geht es ums Weiterleben – etwa im Angesicht von Guernica oder auch im Angesicht des Jüngsten Gerichts:

*»Wer immer davonkommt
aus dem Gericht
Wir sind es nicht
nicht die Auffahrenden...
Wir sind die anderen
links unten am Bildrand
ununterscheidbar im Finstern...«*

Doch Eva Zeller wäre nicht die Eva Zeller, die in der heutigen Zunft von Lyrikerinnen und Lyrikern eine einmalige Aussagekraft entfaltet, bliebe sie in der Beschwörung von Finsternis und Untergang stecken. Sie hat zum Glück einen Anker, der sie hält:

*»Ich habe nur das
unverschämte Glück
am Tropf dieser
Worte zu hängen.«*

Denn lange vorher schon hat sie es von ihrem Gewährsmann und »Sprachgesell« Paul Gerhardt gelernt: Dass Glaube und Zweifel, Atemnot und Zuversicht zusammengehören. Dass ein Wunder geschieht, wenn man nicht leichtfertig

und ungeduldig mit dem Wort umgeht, sondern das Wort beim Wort nimmt:

*»Sich das Wort im
Munde umdrehn lassen
bis aus Dunkel Licht
aus Unglück Glück
aus Weinen Lachen wird...«*

Es ist nicht nur Weihnachten, bei dem die Gedanken von Eva Zeller in unterschiedlichsten Variationen und vornehmlich um das eine Thema, das heutzutage so propagierte Thema »Glück« und um die Tonlage »O, happy day« kreisen. Es geht allemal auch um die Aufgabe, »die Weihnachtsgeschichte zu buchstabieren« und das weihnachtliche Wunder in unsere Alltagswelt mit all ihren Zweifeln, ihrer Agnostik und ihren Zerreißproben zu übersetzen – ganz im Sinn ihres Verses:

*»Meine gefalteten Hände
das ist meine Zuversicht
soll kein Sorgen
und kein Grämen
kein heulendes Elend
auseinanderreißen...«*

Im letzten Abschnitt ihrer Gedichte »Die Träne die schärfere Linse« (Paul Celan) finden wir Gedichte wie »Unbestattbar« oder »Intensivstation«, »Goldene Hochzeit«, »Wohnungsaflösung« – oder in Anlehnung an das alte Abendlied »Müde bin ich, geh' zur Ruh« auch einen Text, in dem sie zu sich selbst sagt:

*»nimm denn sage ich zu
mir selber Vernunft an
ich möchte sehr bitten
du willst doch
kein Kind wieder
werden nicht wahr
das wäre ja noch
schöner wäre
das ja«*

In diesen Versen zeigt sich wie in vielen anderen die überraschende Verbindung von Ironie und Ernst. In einer Zeit, in der sich die lyrische »Kunst« oft auf Nonsense und Geplapper kapriziert, gehören schon Mut und Souveränität dazu, sich des einmaligen Schatzes von Überlieferung und eigener Überzeugung nicht zu schämen. Das bedeutet nicht, nur im Vorgestern zu schwelgen und die Augen vor den Herausforderungen des Heute und Morgen zu verschließen. Die Gedichte von Eva Zeller sind ein beredtes Zeugnis dafür, dass die Ausdruckskraft einer umfassenden Bildung und die Option für eine ebenso traditionsbewusste wie gesprächsbereite Kultur den großen, siebenfarbigen Bogen der Zeit nicht auftreten müssen, sondern ihn in alle Modalitäten der Zeit hinein

neu aufrichten und je und je auch für die Zukunft öffnen können. Was man auch immer als Bilder, Gleichnisse und Metaphern für die Poesie der Eva Zeller heranziehen mag – ihre Gedichte wirken wie ein Saitenspiel, wie Serenaden und wie die Psalmen Davids auch, auf der Harfe zu spielen. In ihrem assoziationsreichen Gedicht an Josef von Eichendorff sagt sie es selbst so: »Mühlräder gehn nicht mehr in einem kühlen Grunde die Liebste ist verschwunden na und wer will denn noch weil eine die Treue gebrochen in blutige Schlachten fliegen

*aus lauter Liebeskummer
an Lagerfeuern liegen
im Feld bei Nacht*

*Der Dichter hat
seine fünf Strophen
einfach Lied genannt
wenn ich traurig bin
summe ich die Melodie
die ich mir um nichts
in der Welt
nehmen lassen will
ich möchte am liebsten
singen sonst wärs
auf einmal still«*

Prof. Dr. Richard Riess,
Erlangen

Wolfgang Sommer: Friedrich Veit. Kirchenleitung zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus; Nürnberg: Verein für bayerische Kirchengeschichte, 2011 (= Arbeiten zur Kirchengeschichte Bayerns 90). Gebunden, 318 Seiten, 12 Abbildungen. – ISBN: 978-3-940803-06-1. 29,80 Euro (Ermäßigung für Mitglieder des Vereins für bayerische Kirchengeschichte).

Wolfgang Sommer: Wilhelm Freiherr von Pechmann. Ein konservativer Lutheraner in der Weimarer Republik und im nationalsozialistischen Deutschland; Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2010. Gebunden, 255 Seiten, 7 Abbildungen. – ISBN: 978-3-525-55005-2. 29,95 Euro.

Lange Jahrzehnte waren sie in der bayerischen Landeskirche fast vergessen: Wilhelm von Pechmann und Friedrich Veit, die sich seit ihrer Schulzeit in Augsburg kannten und Seite an Seite die hohe Leitungsgüter ihrer Kirche bis

zum Jahr 1933 innehatten. Veit (1861–1948) wurde 1917 Nachfolger des im Amt verstorbenen Oberkonsistorialpräsidenten Hermann Bezzel. Seit dem Inkrafttreten der Verfassung der nun vom Staat selbständigen »Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern« 1921 führte Veit den Titel »Kirchenpräsident«. Pechmann (1859–1948) wiederum war von 1919 bis 1922 der erste gewählte Präsident der bayerischen Landessynode. Nun hat der emeritierte Neuendetsauer Kirchenhistoriker Wolfgang Sommer ihre Biographien vorgelegt und damit einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Geschichte der Landeskirche geleistet. Wir wollen die Bücher hier kurz vorstellen.

Veit, mit rascher Auffassungsgabe und scharfem Intellekt ausgestattet, von seinem weltoffenen und sozial engagierten Vater geprägt, erklimm anscheinend mühelos die Karriereleiter der Landeskirche, ohne aktiv nach den jeweiligen Posten zu streben. Auch im höchsten Amt trat er bescheiden, herzlich und um Ausgleich bemüht auf. Veit konnte sich jedoch durchaus, wenn es not tat, unbequem und kritisch äußern. Konservativ geprägt und in der Welt vor 1914 beheimatet, lehnte er die Revolution von 1918/19 ab, akzeptierte aber die Weimarer Republik. Früh grenzte er sich von der erstarkenden völkischen Bewegung und vom Nationalsozialismus ab. Die Kirche, so seine Überzeugung, dürfe sich nicht gegenüber aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen verschließen, sondern müsse sich einbringen. Sie könne es aber nicht hinnehmen, dass das Evangelium vor den Karren der Weltanschauungen und parteipolitischen Positionen gespannt werde. Veits Tragik liegt darin, dass die von ihm deutlich, aber zurückhaltend ausgesprochenen Mahnungen weitgehend folgenlos verhallten. Vielen vom nationalen Rausch erfassten Pfarrern schien er nicht mehr in die »neue« Zeit zu passen. Im April 1933 wurde Veit zum Rücktritt gedrängt und Hans Meiser (1881–1956) zu seinem Nachfolger erhoben, nun als »Landesbischof«. Die erste Veit-Biographie überhaupt – sie hat im Buch einen Umfang von etwa 100 Seiten – wirkt dadurch noch unmittelbarer, dass der Autor reichlich Quellen zu Wort kommen. Angeschlossen ist ein reichhaltiger Textteil mit etwa 200 Seiten: »Biographische Notizen und Dokumente zum kirchenleitenden Wirken von Friedrich Veit«.

Wilhelm von Pechmann ist heute vor allem als »positive« Gegenfigur zu Landesbischof Meiser bekannt. Im Unterschied zu ihm hat Pechmann, der freilich kein öffentliches Amt mehr bekleidete, von Anfang an protestiert gegen die zu weit gehende Anpassung der evangelischen Kirche an den totalitären Staat und vor allem gegen das Unrecht, das Bürgern jüdischer Herkunft angetan wurde. Von seiner Kirche und ihrer Leitung forderte er eine entschiedene öffentliche Absage an die nationalsozialistischen Gewaltmaßnahmen, möglichst im Schulterschluss mit der römisch-katholischen Kirche, die er immer mit im Blick hatte. Sein Vater war Katholik, ein Großonkel sogar Weihbischof von Passau gewesen. Es gelingt Sommer, welche Prinzipien dem Handeln Wilhelm von Pechmanns zugrundelagen und welche Motive ihn leiteten. Der monarchietreue, nationalkonservative Jurist, der Jahrzehnte lang der Bayerischen Handelsbank vorstand, akzeptierte grundsätzlich die Rechtsordnung der Weimarer Republik.

Denn hinter dem gesetzten Recht, das durch seine sittliche Überzeugungskraft die Gewissen der Menschen zu binden vermag, erblickte Pechmann letztlich Gott selber am Werk. Eine Rechtsordnung kann sich nicht allein auf die sie durchsetzende Staatsgewalt gründen, sondern muss ihre Autorität von Gott und die von ihm gegebenen naturrechtlichen Maßstäbe ableiten.

In der Weimarer Zeit arbeitete Pechmann in den höchsten Laien-Ämtern der evangelischen Kirche, im Bereich Deutschlands und der weltweiten Ökumene. Der nationalsozialistischen Gleichschaltung der evangelischen Kirche in der sog. Reichskirche widersprach Pechmann auf der Basis der lutherischen »Zwei-Reiche-Lehre«. Sommer beschreibt die Reihe von Aufrufen, Mahnungen und Protesten Wilhelm von Pechmanns, die dieser, weil die Kirchenleitungen schwiegen, selbst an verschiedene Verantwortungsträger bis hin zu Innenminister Frick und zum Chef der Reichskanzlei richtete. Der

Liebe Leserin, lieber Leser!

Endlich Nachrichten ohne Christian Wulff. Nein, Herr Jauch, auch in der Talkshow wollte ich sie nicht mehr hören, die Vermutungen, Tatsachen, Meinungen, ärgerte mich, dass eine dem Journalismus sonst nicht wirklich verpflichtete Zeitung sich als Verteidigerin der Pressefreiheit gerieren konnte. Hoffentlich geht das Aufatmen nicht auch durch viele Kirchen: Endlich Predigten ohne Christian Wulff!

Kirchen könnten Orte der Nachdenklichkeit sein und Predigten könnten dazu anleiten, müssten es, besonders in Zeiten, in denen so oft »alles Weitere unter »heute.de« nachzulesen ist und dem Publikum erspart wird, weil man Zeit braucht für Whitney Huston oder das Zugangsglück in China.

Nachdenken: Ob nicht auch die Drittmittelförderung der Forschung Abhängigkeiten schafft, die nicht gut sind, für die Wissenschaft oder unsere Universitäten. Was der Unternehmer vielleicht auch erreichen will, der, lange aus unserer Kirche ausgetreten, für die Kirchenrenovierung spendet? Wie wir mit SpenderInnen umgehen, die wir, professionell ausgebildet, in unseren Fundraising-Dateien pflegen und pflegen sie vielleicht mehr als die Mitglieder, müssen sie pflegen, weil ohne

sie dies und jenes nicht mehr geht? Ob das mit den Netzwerken (früher nannte man es »Vetterleswirtschaft«) ist, in denen man(n) sich gut versteht (naja, frau inzwischen auch, aber da fällt es noch auf!) und kennt und deswegen hat man den Namen gleich parat und eine Meinung zu diesem oder jenem Menschen?

Darüber hätte Wulff eine Diskussion anstoßen können, eine, die uns allen gut getan hätte. Nur hätte er dafür Schuldbewusstsein und kritische Distanz zu sich gebraucht. Haben wir sie, wir Predigerinnen und Prediger? Oder sind auch wir Teil des Systems und so sehr ZeitgenossInnen, dass wir einfach mitmachen? Das wäre meine Frage, jetzt, wo Christian Wulff nicht mehr in den Nachrichten ist. Und, ob wir seinen Namen auch noch nennen, wenn der Staatsanwalt das Verfahren einstellen sollte. Oder ihm als Kind Gottes die Ehre lassen, wenn der Staatsanwalt die Ermittlungen *nicht* einstellt. Es wäre einfach gut, wenn in den Gottesdiensten nicht die Nachrichten wiederholt und die allgemeine Meinung zu hören wäre. Wenn sie anders wären als die Tagesschau und nicht nachzulesen unter heute.de...

Ihr Martin Ost

bei aller gegenseitigen persönlichen Achtung hervortretende Gegensatz zu Meiser wird von Sommer exakt und in all seiner Bitterkeit geschildert. Wilhelm von Pechmann deutete die Zeichen der Zeit apokalyptisch und sah die Notwendigkeit eines engeren Zusammengehens der beiden großen christlichen Konfessionen. Nachdem er schon 1934 demonstrativ aus der Reichskirche ausgetreten war, konvertierte der von seiner evangelischen Kirche enttäuschte Pechmann 1946 zur römisch-katholischen Kirche. Diese hatte sich seiner Auffassung nach als wesentlich widerstandsfähiger gegenüber dem Nationalsozialismus erwiesen. In ihr fand er in seinen letzten Lebensjahren inneren Frieden. Fazit: Sommer zeichnet, aus den Quellen erarbeitet, die eindrucksvollen Porträts evangelischer »Kirchenführer« Bayerns. Ihre feste kritische Haltung gegenüber übermächtigen Zeitströmungen, wie sie sich im Nationalsozialismus und im Antisemitismus zeigten, bedeuten eine Mahnung auch für die Theologie und Kirche der Gegenwart. Die beiden gut lesbaren Bücher sei allen Interessierten empfohlen. Am Ende stellt sich noch die Frage: Wann (und von wem) kommt die Biographie Hans Meisers?

Ulrich Herz, Studiendirektor (Bad Windsheim), Wolfgang Huber, Pfarrer (Marburg)

Ankündigungen

Studienzentrum Josefstal

■ Bibliolog Grundkurse

13. – 17. August

Ort: Studienzentrum Josefstal

Leitung: Rainer Brandt, Jens Uhlendorf

27. – 29. September und 15. – 17. November, nur zusammen buchbar

Ort: Studienzentrum Josefstal

Leitung: Rainer Brandt, Andrea Felsenstein-Roßberg

21. – 25. Januar 2013

Ort: Studienzentrum Josefstal

Leitung: Rainer Brandt, Gerborg Drescher, Jens Uhlendorf,

■ Bibliolog Aufbaukurse

(Voraussetzung: abgeschlossener Grundkurs)

Mit Erzählfiguren Bibliolog gestalten

1. – 03. Oktober 2012

■ Bibliolog Vertiefungskurs

Leitung: Rainer Brandt, Jens Uhlendorf, Dorothea Kleele-Hartl

Nicht narrative Texte

09. – 11. Januar 2013

■ Bibliolog Aufbaukurs

Ort: Studienzentrum Josefstal

Leitung: Rainer Brandt, Uta Pohl-Patalong, Jens Uhlendorf

■ Berufsbegleitende Weiterbildung zur ModeratorIn für interreligiöse und interkulturelle Verständigung

Oktober 2012 – September 2014

Das Angebot ist zweigegliedert: einerseits verstehen sich die Seminare und Module als offenes Angebot das einzeln und unabhängig voneinander belegt werden kann. Zum anderen ist es ein Zertifikatskurs, für dessen erfolgreichen Abschluss alle Module besucht werden müssen. Dies kann aber schrittweise entschieden werden. Einen ausführlichen Flyer mit allen Infos dazu finden Sie unter http://www.josefstal.de//kurse/sozial/interreligioes_2012/0v1U.html

Anmeldung: Studienzentrum,

Tel.: 08026 - 97 56 - 24, per Mail

unter Studienzentrum@josefstal.de

die gemeinde akademie

■ Das fängt ja gut an!

Beginnen mit dem neuen Kirchenvorstand Workshop für geschäftsführende Pfarrer/Pfarrerinnen

05. 11., 10.00 Uhr – 06. 11., 16.00 Uhr

Ort: Gemeindeakademie Rummelsberg

Sie bekommen inhaltliche Anregungen für die Gestaltung dieser wichtigen Startphase.

Sie entwerfen einen persönlichen Fahrplan dafür und bekommen Rückmeldung und Unterstützung durch Kollegen/Kolleginnen

Leitung: Gudrun Scheiner-Petry (Gemeindeakademie), Martin Simon (Amt für Gemeindedienst)

Anmeldung bitte schriftlich an: Evang.-Luth. Gemeindeakademie, Rummelsberg 19, 90592 Schwarzenbruck, Tel: 09128 - 91 22 - 0,

Fax: 09128 - 91 22 - 20,

E-Mail: gemeindeakademie@elkb.de

■ An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen

oder: Wie man mit Hilfe von Kennzahlen Kirchengemeinde wahrnehmen und steuern kann Ein Workshop für geschäftsführende Pfarrerinnen und Pfarrer, die an der Steuerung von Kirchengemeinden interessiert sind.

25.-27. September

Ort: Gemeindeakademie Rummelsberg

Leitung: Dr. Susanne Schatz

Referenten: Pfr. Axel Conrad, Ingolstadt, Prof. Dr. Herbert Lindner, Feucht

Kosten: 30.- € für Kurs, Übernachtung und Verpflegung, (190.-€ für außerbayerische Teilnehmer und Teilnehmerinnen)

Anmeldung bitte schriftlich an: s.o.

Luther-Gesellschaft e.V

■ Luther, Lübeck und die Musik

4. 5., 14.30 Uhr bis 6. Mai, 12.00 Uhr

in Zusammenarbeit mit dem Zentrum für Kulturwissenschaftliche Forschung der Universität zu Lübeck

Ort: Zentrum für Kulturwissenschaftliche Forschung, Königstraße 42

Die Tagung der Luther-Gesellschaft behandelt die Geschichte Lübecks in der Reformation, Luthers Auffassung der Musik sowie die Bedeutung Lübecks für die protestantische Musikkultur vom 16. bis ins 20. Jahrhundert. Themen: Lübeck in der Reformation (Pfarrer Dr. Uwe Rieske, Bonn) – Dieterich Buxtehude und die protestantisch-norddeutsche Musikkultur (Prof. Dr. Wolfgang Sandberger, Lübeck) – Bloß »zeitgemäß« oder »wendgültig«? Das Werk Hugo Distlers im 21. Jahrhundert (Dr. Stephan A. Reinke, Wilster) – Orgel vierhändig in St. Marien (Prof. Dr. Martin Scherer, Lübeck, Dr. Christiane Godt, Kiel) – Vom »parfümierten Qualm« zur Zwölftonmusik. Musik im Werk Thomas Manns. (Prof. Dr. Hans Wißkirchen, Lübeck) – Besichtigung der Kirche St. Marien, Führung im St. Annenmuseum (Dr. Hildegard Vogeler) – Führung durch die Altstadt – Orgelbesper in der Jacobikirche – »Die Musik habe ich immer geliebt« Luthers reformatorische Musikauffassung (Prof. Dr. Dr. Johannes Schilling, Kiel)

Kosten: Tagung: 85,00 €, 2 ÜN u. Frühstück p. P. im EZ 85,00 €, p. P. im DZ 80,00 €, Studierende 50% Ermäßigung auf die Gesamtkosten (bitte Nachweis beifügen).

Anmeldung bis 15. April: Luther-Gesellschaft e.V., Collegienstraße 62, 06886 Lutherstadt Wittenberg, Tel.: 03491 - 466 -233, Fax: 03491 - 466 -278, E-Mail: info@luther-gesellschaft.de Online: www.luther-gesellschaft.de

Evangelisches Bildungszentrum Hesselberg

■ Was essen wir morgen?

Landwirtschaft im Spannungsfeld von Welthunger, Energiewende und Flächenverbrauch.

23.03.12 (18.00 Uhr) – 25.03.12 (13.00 Uhr)

Was können wir tun, um den Klimawandel zu begrenzen, die Energiewende zu gestalten und die Menschen zu ernähren? Antworten auf diese Fragen will ein abwechslungsreiches Programm liefern. Teilnahme auch nur am Samstag.

Leitung: KR PD Dr. Wolfgang Schürger, Beatrix Kempe, Dipl. Ing.-Agr. Werner Hajek

Einführungseminar

■ Gewaltfreie Kommunikation nach Marshall B. Rosenberg

27.04.12 (18.00 Uhr) – 29.04.12 (13.00 Uhr)

Gewaltfreie Kommunikation ist eine Sprache des Lebens, in der Gefühle einen Namen bekommen und ausgesprochen werden. Marshall B. Rosenberg hat eine Vier-Schritte-Methode entwickelt, die uns helfen kann, unsere Kommunikation miteinander zu verbessern. Gewaltfreie Kommunikation kann sowohl bei der Verständigung im Alltag als auch beim Lösen von Konflikten im persönlichen, beruflichen oder politischen Bereich hilfreich sein

Leitung: Georgis Heintz, zertifizierte Trainerin in gewaltfreier Kommunikation; Ansgar van Olfen, Schulungen in personenzentrierter Gesprächsführung und gewaltfreier Kommunikation

■ Weltfremdheit

04.05.12 (18.00 Uhr) – 06.05.12 (13.00 Uhr)

Warum gingen die Väter und Mütter der Mönchsbewegung in die Einsamkeit der Wüste? Welche weltflüchtigen Tendenzen nehme ich an mir selber wahr?

Mit Texten der Bibel, der mönchischen Tradition und moderner Philosophie bedenken wir Nähe und Distanz, die wir selbst zur uns tragenden und umgebenden Welt brauchen.

Leitung: Bernd Reuther

■ Wandern, Pilgern, Poesie

Auf den Spuren früherer Wallfahrtskirchen

10.05.12 (15.00 Uhr) – 13.05.12 (13.30 Uhr)

Interessierte erwarten leichte und genussvolle Rundwanderungen (10 bis maximal 15 km) in landschaftlich reizvoller Umgebung mit Pausen, Textbetrachtungen und meditativen Übungen. Im südlichen Mittelfranken finden sich Überreste mittelalterlicher Wallfahrtskirchen, deren Bedeutung heute wieder entdeckt wird. Auf dem Programm stehen Rundwanderungen um die Katharinenkapelle bei Hechlingen, die St. Gunthildiskapelle im Schambachtal und der Bibelweg bei St. Salvator nahe Rauenzell.

Leitung: Werner Hajek, Dr. Christine Marx

Ausblick:

■ Straße und Stille – Motorrad einmal anders

Touren und Meditation

16.05.12 (18.00 Uhr) – 20.05.12 (13.00 Uhr)

Leitung: Pfr. Bernd Reuther

Bayerischer Evangelischer Kirchentag

■ »Kommt, atmet auf«

28.05.12, 10.00 – 17.00 Uhr

Die Predigt hält Landesbischof Prof. Dr. Heinrich Bedford-Strohm zum Thema »Lobe den Herrn, meine Seele«. Die Hauptversammlung moderiert Christoph Zehendner.

Leitung: Evang. Dekanat Wassertrüdingen

Seminar für Kirchenvorsteherinnen

■ Konflikte lösen ohne VerliererIn

– Kooperation mit dem Frauenwerk Stein e.V. – 15.06.12, 14.00– 18.00 Uhr

Leitung: Beatrix Kempe, Dipl. Psych. Dr. Gaby Herzig-Walch

■ Das aramäische Vaterunser – ein Lebensentwicklungsprozeß

15.06.12 (18.00 Uhr) – 17.06.12 (13.00 Uhr)

Leitung: Rosmarie Maier, Bibliodramaleiterin

Anmeldung und Information: Evangelisches Bildungszentrum Hesselberg, Hesselbergstr. 26, 91726 Gerolfsingen; Tel.: 09854 – 10-0; Fax: 09854 – 10- 50; E-Mail: info@ebz-hesselberg.de;

Geistliches Zentrum Schwanberg

■ Spiritualität und Gewaltfreiheit

Die Kraft der Stille als Quelle für den Frieden 27. – 29. 04.

Ort: Haus St. Michael, Schwanberg

Wir werden über die Geschichte der Quäker hören, wollen ihrer Spiritualität, die sich in der Stille im Lauschen auf Gottes Geist gründet, nachspüren und selbst gemeinsam schweigen und beten. Wir wollen über den Zusammenhang des politischen Friedensengagement der Quäker und ihrem Glauben nachdenken und miteinander ins Gespräch kommen, wozu wir inspiriert werden.

Mit Dr. Marianne Subklew, Quäkerin, evangelische Theologin, Politikwissenschaftlerin und Beauftragte des Landes Brandenburg für die Aufarbeitung der Folgen der kommunistischen Diktatur, und Schwanbergpfarrerin Dr. Thea Vogt
Kosten: Kursgebühr: 130 €, UK u. Verpflg. im Haus St. Michael: 127 €

Anmeldung: bis zwei Wochen vor Veranstaltungsbeginn: Geistliches Zentrum Schwanberg, Bildung und Begleitung, 97348 Rödelsee, Tel.: 09323 – 32 –184,

E-Mail: bildung-begleitung@schwanberg.de

Mission EineWelt

■ Spiritualität des Widerstands

Ökumenisches Seminar in Zusammenarbeit mit dem Kardinal-Döpfner-Haus in Freising

11. – 13. Mai

Ort: Kardinal-Döpfner-Haus, Freising

Verantwortlich: Friedrich Bernack, Manfred Kurth

Die neoliberale Wirtschaftsordnung schlägt auch in Brasilien mit voller Härte zu. Nach wie vor werden Kleinbauern vertrieben und verlieren Land und Lebensgrundlage. Aus ihrem Glauben und ihrer Musik schöpfen viele Menschen Hoffnung. Sie wissen Gott bei sich, so wie er auch Jesus nicht verlassen hatte, als dieser am Kreuz starb.

In dem Seminar werden wir die Situation in Brasilien kennenlernen, wir werden gemeinsam Musik machen, Lieder einüben und zusammen Gottesdienst feiern – so, wie er auch in Brasilien gefeiert werden könnte.

Tel.: 089 – 90 47 60 60

E-Mail: Manfred.Kurth@Mission-EineWelt.de

Frauenstudientag

■ 50 Jahre ELCT – Frauen gestalten Zukunft

19. Mai

Ort: Tagungsstätte von Mission EineWelt

Verantwortlich: Ulrike Hansen und Team

Tagungskosten: € 33,00 ermäßigt € 17,50

Das Jubiläum der Evangelisch-Lutherischen Kirche Tansanias steht im Mittelpunkt des Frauenstudientages. Tansania und die lutherische Kirche in Tansania sind ohne die Mitwirkung

und den Einsatz von Frauen nicht denkbar. Vor rund 20 Jahren wurde in der ELCT mit ihren Diözesen die Frauenordination eingeführt. Frauen beteiligen sich heute in hohem Maße an Entwicklungsprozessen und setzen sich ein für die Begleitung und Umsetzung von Projekten und Programmen für Frauen. Frauen setzen heute kreativ neue Impulse bei Entscheidungsprozessen in Kirche und Gesellschaft und bringen ihr Wissen und ihre Gaben ein.

Tel.: 09874 – 9-1502,

E-Mail: monika.heumann@mission-einewelt.de

■ Hier stehe ich – was nun?

Internationales Seminar

11. – 15. Juni

Ort: Tagungsstätte von Mission EineWelt

Verantwortlich: Dr. Claudia Jahnel, Thomas Paulsteiner

In vielen Ländern der Welt verzeichnen die lutherischen Kirchen ein deutliches Wachstum. Was sie als spezifisch lutherisch auszeichnet, ist aber auch den Anhängern nicht selten unklar. Oder aber sie interpretieren lutherische Zentralbegriffe wie Freiheit und Rechtfertigung – individualisierend moralisierend – neu, wo westliche Gesellschaften eher einer Beliebigkeits- und Wohlfühlhermeneutik folgen. Der Workshop mit Gästen aus Malaysia ist offen für interessierte TheologInnen aus Deutschland und gibt interkulturelle Impulse für die Lutherdekade.

Tel.: 09874 – 9-1501

E-Mail: renete.hauerstein@mission-einewelt.de
Frauenstudientag

■ Frauen der Reformationszeit – auf den Spuren von Katharina von Bora

29. September

Ort: Tagungsstätte von Mission EineWelt

Verantwortlich: Ulrike Hansen

Tagungskosten: € 33,00 ermäßigt € 17,50

Sie kennen sicher Luther und Melanchthon. Kennen Sie auch Frauen der Reformationszeit? Der Frauenstudientag informiert über Frauen der Reformationszeit insbesondere über Katharina von Bora.

Gedacht ist der Studientag u. a. als Vorbereitung für die Frauenreise auf den Spuren von Katharina von Bora mit Frauen aus den Partnerkirchen.

Tel.: 09874 – 9-1501,

E-Mail: renete.hauerstein@mission-einewelt.de

Kinderkirche

■ Godly Play

Einführungstag

22. September, 9.30 bis 16.00 Uhr

Ort: Amt für Gemeindedienst, Nürnberg

»Godly Play« versucht, Kindern auf eine spielerische Weise Zugänge zu Glaubensfragen zu vermitteln. Mit Hilfe kreativer Materialien und einer besonderen Raumgestaltung sollen bei den Kindern Neugierde, Forscherdrang und Lernfreude geweckt werden, mit der sie gemeinschaftlich und selbstbestimmt Sprachfähigkeit im Glauben entwickeln.

Leitung: Annette Deyerl, Eva Forssman, Ute Christa Todt

Anmeldefrist: 14.9.2012, Frühbucherpreis bis 15.8.2012 € 25,-, danach € 35,-

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

Pfarrer- und
Pfarrerinnenverein
Mainbrücke 16,
96264 Altenkunstadt

Freud & Leid

aus unseren Pfarrhäusern

Geboren sind:

Klara Maria Göring, 2. Kind von Lilli und Markus Göring, am 2.10. in Nürnberg (Nürnberg)

Jakob Emilio Robledo, 1. Kind von Johanna und Manuel Robledo am 23.12. in Roth (Roth)

Tabea Elisabeth Graf, 2. Kind von Susanne und Daniel Graf, am 24.1. in Erlangen (Bimbach)

Gestorben sind:

Luise Heller, geb. Lorenz, 85 Jahre, am 3.2. in Illertissen (Witwer: Heimfried)

Gisela Schönweiß, 70 Jahre, am 4.2. in Erlangen (Witwer: Wilfried)

Ulrike Puchta, 48 Jahre, zuletzt in Nürnberg St. Johannis, am 13.2. in Nürnberg (Witwer: Andreas)

Alma Hüfner, 95 Jahre, am 17.2. in München (Witwe von Gotthelf)

Ernst Wagner, 92 Jahre, zuletzt in Oberasbach (Witwe: Frieda)

■ Der rote Faden im Kindergottesdienst

Fachtag Liturgie

6. Oktober, 9.30 bis 15.00 Uhr

Ort: Amt für Gemeindedienst, Nürnberg

Aus der Schatzkiste der Handreichung »Liturgie im Kindergottesdienst« stellen wir vor:

- Impulse für eine ansprechende Gestaltung mit lebensnahen Texten.

- Symbole und Handlungen, die Atmosphäre

schaffen und einladen zur Begegnung mit Gott und zur Gemeinschaft untereinander.

- Liturgische Elemente mit Gestaltungsideen für alle Sinne.

Leitung: Annette Deyerl, Monika Hofmann

Anmeldefrist: bis 24.9.2012, Frühbuche Preis bis 15.8.2012 € 25,-, danach € 35,-

■ Schau dich an!

Psalm 139, Petrus und ein Spiegel - Fachhalbtage zur neuen Kinderbibelwoche

20. Oktober, 9.30 Uhr bis 13.00 Uhr

Ort: München

Der Titel der neuen Kinderbibelwoche ist ermutigend gemeint. Gemeinsam mit den Kindern Fritz und Flo entdecken die Kinder den Psalm 139. Gefühle, die der Psalm zum Ausdruck bringt, sind Thema dieser Kinderbibelwoche. Verdeutlicht werden sie durch Erzählungen aus dem Leben von Petrus. Schau dich an! - Du darfst dich wunderbar fühlen! - ist das Grundgefühl, das wir Kindern mit auf den Weg geben wollen.

Leitung: Ute Christa Todt

Anmeldefrist: bis 1.10.2012, Frühbuche Preis bis 14.9.2012 € 10,-, danach € 5,-

■ Kinder entdecken Gott

Zertifizierter Erzählkurs Godly Play

24.10., 9.00 Uhr - 27. 10., 13.00 Uhr

Ort: Kath. Universität Eichstätt-Ingolstadt.

Diese sehr intensive, viertägige Fortbildung ist vom Wechsel von Aktion und Reflexion bestimmt. Neben Einheiten zur Theorie beinhaltet sie anhand von 15 Geschichten Gelegenheit zum Miterleben und eigenem Erproben. Die erfolgreiche Teilnahme an dieser Fortbildung wird mit einem Zertifikat als anerkannter Godly Play-Erzähler honoriert. Die Zulassung zum zertifizierten Erzähl-Kurs setzt den Nachweis der Teilnahme an einem Einführungstag voraus In Zusammenarbeit mit dem Gottesdienstinsti-

Letzte Meldung

Ab wann ist man Kirchmitglied?

»Gegen die Taufe unseres Kirchenmitgliedes ... in Ihrer Kirchengemeinde bestehen aus unserer Sicht keine Einwände.«

Dimissoriale, Bayern 2012

tut und der Fakultät für Religionspädagogik der Kath. Universität Eichstätt

Referent/in: Wolfhard Schweiker, Stuttgart und Anita Müller-Friese, Karlsruhe

Leitung: Eva Forssman

Anmeldefrist: bis 24.9.2012, Frühbuche Preis bis 15.8.2012 330,- €, danach 380,- €

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage für die Publikation: Sekretärinnen-Briefe -Manager, Bonn, Postvertriebskennzeichen G 59849 bei

Bitte

Um einen guten Mitgliederservice zu gewährleisten, bitten wir alle Mitglieder, **Adressänderungen sowie Änderungen Ihres Dienstverhältnisses** rasch weiter zu geben an:
Pfarrer- und Pfarrerinnenverein
in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern
Mainbrücke 16
96264 Altenkunstadt
Tel.: 09572 / 79 05 00
Fax: 09572 / 79 05 01
rix@pfarrerverein.de

Impressum

Schriftleitung: Martin Ost, Kirchplatz 3, 97348 Markt Einersheim, Tel. 0 93 26/9 99 80, Fax 9 99 82, eMail: Martin.Ost@t-online.de in Gemeinschaft mit Karin Deter (Erlangen), Monika Siebert-Vogt (Schwanstetten), Bernd Seufert (Nürnberg).
Erscheint 11mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang.
Den Text finden Sie auch auf der Internetseite www.pfarrverein-bayern.de
Redaktionsschluss ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck: Freimund Druck und Medien GmbH Neundettelsau, Ringstr. 15, 91 564 Neundettelsau, Tel. 0 98 74 / 6 89 39-0, Telefax - 29.
Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in Bayern. Änderungen der ständigen Anschrift (bei Wechsel der Wohnung) - auch von Mitgliedern des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins - sind zu richten an den Herausgeber: Pfarrer/innenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V., Pfarrer Klaus Weber, Mainbrücke 16, 96 264 Altenkunstadt, Telefon 0 95 72/79 05 00, Fax 79 05 01, e-Mail: info@pfarrerverein.de